

Wandermappe.

— — — Illustrierte Beilage zum
„Gott scheer Bote“.

Nummer 16.

Gott schee, am 19. August.

Jahrgang 1914.

Hoch der Kaiser!

Hoch der Kaiser! Seine Fahnen
Schirmet seiner Söhne Schar,
Stolz empor im Siegesahnem
Steigt der edle Doppelaar.
Reichert euch als wahre Brüder
Mutig, freudig jetzt die Hand,
Zubelnd tön' aufs neu' es wieder:
Hoch der Kaiser und sein Land!

Öst'reich hoch! Die heil'gen Bande
Treu erfüllter Völkerpflicht
Löst der finstern Mörderbande
Tolles Umsturztreiben nicht.
Öst'reichs Thron steht unbezwingen,
Denn der Völkerliebe Band
Hält ihn fest und treu umschlungen:
Öst'reich hoch, das Vaterland!

Öst'reich hoch! Zu Boden nieder
Alle, die das Reich bedroh'n!
Schart in Eintracht euch als Brüder
Um des Kaisers heil'gen Thron!
Nieder, die da frech erheben
Gegen ihn die sünd'ge Hand:
Gut und Blut sei hingegeben
Für den Kaiser und sein Land!

Karl von Zerbini.

Ein Weltbrand.

Weltkrieg! Dieses furchtbare Wort, das auch die Beherztesten und Mutigsten erschaudern macht, durchbraust wie Sturmheulen den Erdball. Ein Feuerbrand, wie ihn die Welt noch nicht gesehen, loht von Ost und West, von Süd und Nord auf und mitten in diesem Weltbrande stehen Austria und Germania, Österreich-Ungarn und sein treuer Bundesgenosse Deutschland, als einzige, wirklich gute Freunde in der Not.

Es ist, als ob die Prophezeiung des hl. Bischofs Malachias sich erfüllen sollte, wonach dem jetzigen Papste als Wahrzeichen das Stichwort „ignis ardens“, Feuerbrand, zugeteilt wird. Und merkwürdig, am letzten Jahrestage seiner Wahl zum Papste, am 4. August l. J., hat England an Deutschland den Krieg erklärt und damit den Weltbrand zum vollen Ausbruch gebracht. Alle Kriegsfurien scheinen losgelassen zu sein. Österreich-Ungarn hat Serbien, Deutschland hat Russland, England hat Deutschland den Krieg erklärt und Frankreich hat denselben ohne Kriegserklärung gegen Deutschland eröffnet. Nordamerika will England, Japan Russland den Krieg anfangen, und selbst in Belgien, Rumänien und der Türkei herrscht der Kriegszustand und kann jeden Augenblick die Kriegserklärung gegen Deutschland oder Russland erfolgen. Aber auch Schweden u. sogar die Schweiz mobilisiert und Italien verstärkt seine Marine, wenngleich es vorläufig neutral bleiben will. So steht fürwahr ganz Europa, ja die zivilisierte Welt in Flammen, ein lohender Feuerbrand, ignis ardens.

Händeringend wie hilflose Kinder vor einem brennenden Hause stehen die weltklugen Diplomaten u. Staatsmänner und sehen all ihre Mühen um Erhaltung des Weltfriedens hinfällig werden. Gottes Finger schreibt wieder Weltgeschichte mit dem Blute und mit den Tränen der Völker.

Es war wohl mehr wie ein bloßer Zufall und tief ergreifend für das gläubige Volk, daß am ersten Sonntag nach dem Auflodern der Kriegssäbel das Evange-

lium vom weinenden Jesus, der Jerusalem sein furchtbares Geschick androht, und noch zur Einführung „an diesem seinen Tage“ mahnt, in den Kirchen verlesen wurde.

Ja, weinet auch ihr Völker der Erde, und erkennet den Tag der Heimsuchung Gottes. Denn wir alle haben gesündigt und die strafende Hand Gottes auf verschiedene Weise herausgefordert. Und wenn Gott die Zucktrute schwingt, dann trifft sie die Schuldigen zur Strafe und Sühne, aber oft auch die Unschuldigen zur Prüfung und Warnung. „Wehe euch Vätern, denn ihr werdet weinen!“ ruft der Herr und es will scheinen, als ob unserer Vergnügungssüchtigen, bei Tanz, Trunk u. Sinnenlust lachenden Welt angesichts des riesenhaft emporlohenden Weltbrandes das Lachen vergangen wäre, denn auf allen Gesichtern malt sich der furchtbare Ernst unserer Zeit.

Wohl denen, die ein gutes Gewissen haben und auf den Herrn vertrauen!

Das Vertrauen auf Gott, dessen Schutz auch Kaiser Wilhelm Volk und Herr empfahl, als er zur Kriegserklärung an das falsche, hinterlistige Russland schritt, das Vertrauen auf Gott und seine Gerechtigkeit, wie König Ludwig von Bayern sagte, ist es, was uns stärkt und tröstet und mit froher Zuversicht in dieser furchtbaren Bedrängnis erfüllt, wo die feindlichen Gewalten von allen Seiten gegen uns einstürmen und gleichsam die Hölle mit aller ihrer Falschheit und Niedertracht sich zum Kampfe gegen das katholische Habsburgerreich und gegen das von einem freimüsig seinen

Gottesglauben bekennenden Kaiser geführte Deutsche Reich erhebt.

Wohl kann in diesem Augenblick der Verwirrung, wo die ganze Welt auf den Kopf gestellt erscheint, und von allen Teilen zu brennen beginnt, niemand das Ende des in seinen Folgen wohl unabsehbaren Weltkrieges voraussagen. Doch das prophetische Wort der Gottesmutter, daß Gott die Mächtigen u. Stolzen von ihrem Sieze fallen läßt u. die Demütigen erhöht, hat schon oft in ähnlichen Fällen stolzer Herrschgier, wie Russland und England sie durch ihren jetzigen Kriegsüberfall auf Deutschland und Österreich befunden, sich erfüllt. Denn unser Helfer und Retter ist der Herr. Er ist der Gott Sabaoth, der Herr der Kriegsscharen. Nicht Heere und Schiffe und Geschütze allein sind es, die uns schützen, sondern seine Hand, die wie ein undurchdringlicher Schild, stärker als Panzerplatten und Festungswälle, über den Seinen ruht.

Gott ist gerecht und seine Gerechtigkeit währet in Ewigkeit. Und das ist unser Trost in dieser schweren Stunde, die über unser Vaterland und über unser verbündetes und durch die gleiche Not doppelt verbrüderetes Nachbarreich Deutschland gekommen ist. Noch selten in der Weltgeschichte konnte ein Herrscher bei der Kriegserklärung zu seinen Völkern und zur ganzen Welt so mit voller Wahrheit sprechen, wie Kaiser Franz Joseph I. in seinen tiefergründenden Kriegs-Manifesten: „In dieser ernsten Stunde bin ich Mir der ganzen Tragweite Meines Entschlusses u. Meiner Verantwortung vor dem Allmächtigen voll bewußt. Ich habe alles geprüft und erwogen. Mit ruhigem Gewissen betrete Ich den Weg, den die Pflicht Mir weist. Ich vertraue auf meine Völker. Ich vertraue auf Österreich-Ungarns tapfere und von hingebungsvoller Begeisterung erfüllte Wehrmacht. Und ich vertraue auf den Allmächtigen, daß er Meinen Waffen den Sieg verleihen werde.“

Darum Mut u. Vertrauen! Wir kämpfen für eine gerechte Sache und darum auch für Gottes Sache und Gott wird die Seinen nicht verlassen. Österreichs und Deutschlands Herrscher und Heere und Völker dürfen frohgemut beten: Auf dich, o Herr, habe ich vertraut, ich werde nicht zu schanden werden in Ewigkeit!

Herr! erhöre uns.

Herr! send herab uns deinen Segen,
Auf „Österreich-Ungarns treues Heer“ —
Und schütze es auf allen Wegen —
Und mache seinen Sieg nicht schwer.

Send deinen Friedensengel nieder,
Der uns die Siegespalme reicht —
Und gib den wahren Frieden wieder,
Der nie von unsern Staaten weicht.

Beschütze unsern guten Kaiser
Auf allen Wegen, von Gefahr —
Und gib ihm frische Lebensreiser,
Gesundheit — noch, recht viele Jahr.

Gott! schütze unsre tapfern Krieger,
Wir flehen inniglich zu dir;
Führ sie zurück zu uns als Sieger,
Um dieses, Herr, — das bitten wir.

Anton Viffa.

Die christliche Familie.

Vielfach besteht die Meinung, die Ehe ist ein gegenseitiger Vertrag zwischen Mann und Frau, gemeinsam miteinander zu leben. Christen aber geben der Familie eine andere Grundlage, denn die Ehe ist ein Sakrament und nicht bloß ein gegenseitiger Vertrag. Die Bestimmung der Christen auf christlicher Basis ist die, ihr Seelenheil dadurch zu bewirken, daß sie für die Vervollkommenung der künftigen Geschlechter sorgen. Ihre erste und größte Sorge muß also dahin gehen, sich gegenseitig zu erbauen, einander den Weg zum Himmel zu bahnen; ja beide sollen ihn gemeinschaftlich wandeln, indem der eine den anderen anregt, und wenn es Not tut, wieder darauf hinweist. Dabei müssen beide sich der größten Freundlichkeit und Liebe bestreben; denn die Ermahnung zur Tugend ist etwas sehr Ernstes und Schwieriges, besonders für ein zartes Gemüt. Auch muß jedes Mein und Dein aus der Seele des anderen verbannt werden. Spricht also der eine von den Seinen, so sage der andere: „Was versteht du unter dem Deinigen? Ich kenne das nicht, ich habe nichts Eigenes für mich. Warum nennst du also das dein Eigentum, da ja alles dir gehört? Alles gehört dir, auch ich gehöre dir.“ Das ist keine bloße Schmeichelei, sondern ein vernünftiges Wort, welches geeignet ist, jeden Unmut leicht zu beschwichtigen und dem Verdrüß vorzubeugen. „Lehre die Frau Gottesfurcht,“ sagt der hl. Chrysostomus dem Manne; „aus dieser Quelle wird alles übrige entspringen und dein Haus von unendbarem Segen erfüllt werden.“ Wenn Christen das Unvergängliche suchen, werden auch die vergänglichen Güter ihnen zukommen. Denn es heißt: „Suchet zuerst das Reich Gottes, und dieses alles wird euch gegeben werden.“ Bei dieser Gelegenheit läßt derselbe Heilige den gottesfürchtigen Mann also sprechen: „Weil ich aus Erfahrung weiß, daß der Reichtum kein wahres Gut ist, sondern etwas Verächtliches, darum verzichtete ich auch darauf und ging bloß auf die Tugend deiner Seele aus, die ich höher schätze als alles Gold der Welt. Denn ein verständiges, edelgesinntes und der Gottesfurcht beflissenes Mädchen ist mehr wert, als die gan-

ze Welt. Deswegen habe ich um dich geworben, deshalb liebe ich dich und stelle dich höher als mein eigenes Leben. Denn das gegenwärtige Leben ist nichts, und ich bitte und beschwöre dich und will auch meinerseits alles tun, daß wir würdig werden mögen, unser gegenwärtiges Leben so einzurichten, daß wir auch im zukünftigen Leben mit aller Sicherheit beisammen bleiben können. Denn diese irdische Lebenszeit ist kurz und vergänglich; wenn wir aber gewürdigt werden, dieses Leben gottgefällig zu beschließen, so werden wir ewig mit Christus und miteinander glücklich sein. Deine Liebe geht mir über alles, und nichts wäre mir so peinlich und unangenehm, als jemals mit dir entzweit zu werden. Müßte ich auch alles einbüßen und ärmer werden als Tros, (der aus Homer bekannte und sprichwörtlich gewordene Bettler auf Zthaka), müßte ich auch die äußerste Gefahr bestehen und alles Mögliche erleiden; es wird mir alles erträglich und leicht sein, so lange mir deine Liebe und Treue gesichert bleibt.“

In ähnlicher Weise nimmt auch eine gute Gattin ihre Zuflucht zu einer sanften, zarten Sprache, zu angelegentlichen Bitten, um ihren Mann zur Pflicht zu führen und ihm Liebe zur Tugend einzuflößen; beide müssen sich gegenseitig die Hand reichen, wenn der eine oder andere Zeil wanken sollte, sie müssen sich ermuttern, wenn der Eifer erkalet, sich gegenseitig aufrichten, wenn einer von ihnen fällt. Beide müssen sich durch fromme Unterhaltungen stärken, sie müssen streben, sich gegenseitig die Sünde schwer und die Ausübung der Tugend leicht zu machen, sich einander Fehlritte und Reue zu ersparen; sie müssen die Sprache der ehelichen Liebe nur dazu anwenden, um einander zum Guten anzuhalten, und ihr Beispiel muß stets ihren Worten als Stütze dienen.

Plage nicht.

Zählt man die Zeit im Jahr,
Drin freudvoll war ein Herz,
Sind's wen'ge Stunden nur,
Die andern trug es Schmerz.

Zählt man die Zeit im Jahr,
Drin blau der Himmel blieb,
Sind's wen'ge Tage nur,
Die andern waren trüb.

Drum da der Himmel selbst
So oft in Tränen steht,
Klag nunmer Menschenherz,
Doch dir's nicht besser geht.

Kerner.

Zeitgeschichtchen.

— Ein verhängnisvoller Polterabend.
Ein schrecklicher Unglücksfall bei einer Polterabendfeier hat sich in Newyork ereignet.
Ein junges Mädchen von 18 Jahren,

Fräulein Näthe Hansa, veranstaltete anlässlich ihrer bevorstehenden Hochzeit eine Polterabendfeier. Beim Tanzen stieß sie aus Unvorsichtigkeit die Petroleumlampe um, das brennende Petroleum ergoß sich auf die Kleider des Mädchens und verwandelte es in eine Flammensäule. Die entseßten Gäste flüchteten, nur der Bräutigam machte den Versuch, die Bedauernswerte zu retten. Jegliche Hilfe war jedoch vergeblich. Das junge Mädchen hatte so schwere Brandwunden erlitten, daß es nach wenigen Minuten starb. Der Bräutigam, der in der besten Gesellschaft bekannt ist, erlitt ebenfalls schwere Brandwunden.

— **Wegen eines großen Damenhutes.** Vor zwei Jahren wurde die damals neue Mode der Humpelröcke zum Anlaß genommen, um Frauen und Mädchen, die sich nach dieser Mode kleideten, recht auszulachen. Nun richtet sich da und dort der Unmut gegen die großen Damen Hüte. Als in Wien eine Privatbeamte in der Herrener Hauptstraße einen Straßenbahnzug verließ, sammelten sich in wenigen Minuten ungefähr dreihundert Personen, darunter viele Kinder, an und machten sich über den großen Hut der jungen Dame lustig. Schamrot wollte sie entkommen, vermochte es aber erst, als drei Sicherheitswachmänner herbeigeeilt kamen.

— **Afrikanisches.** Der englische Kapitän Kelsen, der Afrika von Kapstadt bis Kairo im Automobil durchqueren wollte, wurde im Innern Afrikas von einem Leoparden angefallen. An den Folgen der erlittenen Verletzungen ist Kelsen gestorben. Die Expedition war reich an abenteuerlichen Erlebnissen; wäre sie programmäßig zu Ende geführt worden, wäre die Reiseliteratur um ein interessantes Werk reicher gewesen. In Sumpf- und Waldgegenden legte das Auto an manchen Tagen nur 2 bis 3 Kilometer zurück. Die Verproviantierung war mangelhaft, die Reisenden litten oft Hunger, da sie tagelang kein Stück Wild zu Gesicht bekamen. Das Aufregendste war ein Kampf mit einer Kobraschlange, die das Auto, als es wieder einmal stecken geblieben war, angriff. Das Reptil lagerte sich vor dem Wagen und fuhr auf jeden, der sich näherte, mit weitgeöffnetem Rachen los. Schießen war unmöglich, da die Autoreifen, mit denen man sparsam umgehen mußte, getroffen werden konnten. Schließlich zog sich die Schlange zurück.

— **Sein Zahn tat ihm weh.** Eine wahre Kindergeschichte wird folgenderweise erzählt. Der kleine Fritz stürzte zur Mutter und weint und schreit: „Mein Zahn! Mein Zahn! Ach, mein Zahn tut so weh!“ Erschrocken untersuchte die Mutter Fritzchens Zähne. „Welcher Zahn tut denn Dir weh?“ „Hier oben die beiden,“ weinte Fritzchen weiter, und die Mutter beeilte sich, mit ihm zum Zahnarzt zu gehen. Das arme Kind! Zwei Zähne quälen ihn auf einmal, als ob aus dieser Sorte eins

nicht ganz genug wäre. Der Zahnarzt untersuchte die beiden beanstandeten Zähne, dann alle Zähne Fritzchens der Reihe nach und konstatiert mit der größten Überraschung, daß von Zahnschmerzen gar keine Rede sein kann. Aber Fritzchen war mit diesem Ergebnis nicht zufrieden. Im Gegen teil, er brüllte geradezu herzerreißend und verlangte stürmisch darnach, daß ihm die beiden beanstandeten Zähne ausgezogen werden. Nur mit Mühe und Not gelang es, ihn aus dem Zimmer des Zahnarztes zu entfernen. Zu Hause angelangt, hatte sich Fritzchen etwas beruhigt, und die Mutter fragt ihn, ob er noch immer Zahnschmerzen habe. „Nein,“ antwortete Fritzchen. „Hast Du denn überhaupt welche gehabt?“ „Nein,“ gestand Fritzchen. „Aber, um Gottes Willen, warum wolltest Du Dir dann unter allen Umständen auf einmal zwei Zähne ziehen lassen?“ fragte die Mutter, der es nicht einleuchtete, wie man das Zahenziehen als Vergnügen betrachten kann. „Ja,“ antwortete Fritzchen, „ich habe mir einen so schönen Elefanten aus Fensterkitte gemacht, und . . . und . . . er hat keine Stoßzähne!“

— **Ein wetterhart Geschlecht.** Das Eifeldorf Schmidtheim, an der höchsten Steigung der Strecke Köln—Trier gelegen, kann mit Recht das „Paradies der Alten“ genannt werden; haben doch von den 570 Bewohnern 42 bereits das 70. Lebensjahr überschritten. Unter diesen sind 12 rüstige Greise und Greisinnen im Alter von mehr als 80 Jahren. Der älteste Einwohner, der 92 Jahre zählt, hat mit seiner 10 Jahre jüngeren Ehefrau die diamantene Hochzeit gefeiert und hofft noch etwa zwei Jahren auch die eiserne noch begehen zu können. Zwei Paare haben das goldene Ehejubiläum gefeiert. Eifelluft und Eifelstürme haben bei harter Arbeit und einfacher Lebensweise den Körper des Eiflers gestählt, so daß der Eifeldichter singen kann: „Auf seinen Bergen zieht es groß ein wetterhart Geschlecht.“

— **Ein Rosentag in London.** Einen ganz außerordentlichen Erfolg hatte im Juni ein Rosentag in London. Die Riesenstadt gewährte einen ungewöhnlich festlichen Anblick mit der Armee von 20.000 weißgekleideten, hübschen Engländerinnen, die über das ganze, endlose Straßennetz verteilt, künstliche Rosen verkauften. Dreizehn Millionen der kleinen Blumen waren dazu angefertigt und seit frühem Morgen trug alles, Damen und Herren, hoch und niedrig, die Rose an der Brust oder im Knopfloch. Eine Dame der Gesellschaft bot dem Prinzen von Wales ein Sträußchen an, ohne ihn zu erkennen. Der Prinz reichte ihr ein Goldstück, worauf die Dame lächelnd bemerkte, daß nichts herausgegeben werden könne. „O, das weiß ich!“ erwiderte der Prinz. Die Rosenverkäuferinnen lauerten auch den Ministern auf, als diese vom Kabinettsrat kamen. Mehrere derselben erklärten, sie hätten keinen Pfennig bei sich. Königin Alexandra fuhr nach-

mittags durch die Hauptstraßen des Westends und der City und erhielt warme Ovationen, weil dieser Tag ihr zu Ehren veranstaltet worden war.

— **Die Dame mit dem Pudel.** In einem Durchgangswagen der Vereinigten Staaten war es, da saß eine junge, elegant gekleidete Dame und hielt einen kleinen Pudel zärtlich auf dem Schoße. „Gnädige Frau,“ sagte der Schaffner, als er ihre Fahrkarte knipste, „es tut mir sehr leid, aber Sie dürfen Ihren Hund hier nicht bei sich behalten. Das ist gegen die Vorschrift.“

— „Ich werde ihn während der ganzen Fahrt auf dem Schoße halten,“ antwortete sie, „und er wird niemand belästigen.“

— „Das macht keinen Unterschied,“ versetzte der Schaffner. „Ich könnte selbst meinen eigenen Hund hier nicht dulden. Hunde müssen im Gepäckwagen mitfahren. Ich will ihn gern dort für Sie festbinden.“

— „Rühren Sie meinen Hund nicht an,“ sagte die junge Frau aufgeregt, „ich will ihn keinem anvertrauen!“ Und mit entrüsteten Schritten marschierte sie zum Gepäckwagen, band ihren Hund fest und kehrte zurück. Etwa 50 Kilometer weiter, als der Schaffner wieder vorbeikam, fragte sie ihn: „Wollen Sie mir bitte, sagen, ob mein Hund gut aufgehoben ist?“ — „Es tut mir sehr leid,“ war die höfliche Entgegnung des Schaffners, „aber Sie haben ihn an einen Koffer gebunden, und mit dem ist er auf der letzten Station hinausgeworfen worden.“

— **Wie man früher aß.** Unseren Vorfahren fehlten gutes Öl, Spezereien, Butter; sie hatten keine Kartoffeln, und Salz war ein Luxusartikel; das Brot war einförmig, die Butter ranzig, das Fleisch kam von schlecht gepflegten Tieren; Fische waren, abgesehen von den Hafenplätzen, eine kostspielige Rarität, oder man mußte sie gesalzen und geräuchert essen. Und dann unser Geflügel: mit den Masthühnern und Mastgänsen, die wir verzehren, läßt sich das abgemagerte Federvieh, das unsere Altvorderen aßen, gar nicht vergleichen. Wollte man den Wein verbessern, so begann man ihn zu kochen. Und wie aß und trank man damals! Gabel und Serviette sind eine Errungenschaft neuerer Zeiten. König Ludwig XV. und sein Hof aßen oft mit den Fingern. Und da sie keine Servietten hatten, wischten sich die Tischgäste die schmierigen Hände an der Tischdecke ab!

— **Eine seltsame Naturerscheinung.** In Leipzig zog unlängst über die Felder dem Süden zu ein großer Insekten Schwarm. Der riesige Schwarm zog in einer Breite von dreihundert Metern stundenlang vorbei, durchzog weite Strecken des Erzgebirges und der Niederlausitz. Man hat festgestellt, daß es sich um die große Libelle oder Wasserjungfer handelt. Diese Insektenwanderungen pflegen aufzutreten, wenn im Sommer auf eine Periode anhaltender Niederschläge langandauernde Hitze folgt.

Das Geschenk des Erzbischofs.

Erzählung von Hedwig Berger.
(Fortsetzung.)
(Nachdruck verboten.)

Die Gnadenkirche von Mariaschein und der Ort selbst war ungemein festlich geschmückt. Wieder einmal waren viele Prozessionen von dem Gnadenbilde der schmerzhaften Muttergottes eingetroffen, darunter auch eine, die von weither kam und aus den höchsten Ständen und Adelskreisen des Reiches gebildet war. Da fanden sich unter den Besuchern unserer lieben Frau mehrere Prinzen aus regierenden Häusern, hohe Staatsmänner und auch einige Kirchenfürsten, darunter der Bischof von Leitmeritz und der Erzbischof von Prag, Josef Daniel von Maher. Die Residenz der P. P. Jesuiten hatte alle ihre Gastzimmer öffnen müssen, um wenigstens die vornehmsten Gäste beherbergen zu können und das gläubige Volk strömte in die Kirche, in der der Gottesdienst mit aller Pracht gefeiert wurde, mit der ihn die Jesuiten zu umgeben liebten. Ergriffen sah es, wie andächtig die hohen, fremden Herren die heilige Kommunion empfingen und sich das Gnadenbild zum Kusse reichen ließen. Wie aufmerksam sie auch der Predigt lauschten, die der Pater Superior hielt. Freilich war er auch ein glänzender Redner, als solcher weit über Böhmens Grenzen hinaus bekannt und berühmt. Und heute übertraf er sich selbst in den flammenden Worten, mit denen er zur Verehrung der hohen Himmelskönigin und Schmerzensmutter aufrief.

Es war vor dem Gottesdienste. Noch war eine Stunde Zeit, ehe man sich zur Tafel in den großen Speisesaal begeben konnte. Erzbischof Maher verplauderte dieselbe in seinem Zimmer mit dem Bischof von Leitmeritz und dem Pater Rektor, als der Bruder Pförtner mit etwas verlegener Miene erschien.

„Was gibt es, lieber Bruder?“ fragte leutselig der Kirchenfürst.

Leutseligkeit und Herzengüte waren die hervorstechendsten Eigenschaften Josef Daniel von Mayers, der als der letzte Sproß einer verarmten Adelsfamilie sich dem priesterlichen Stande so ziemlich selbst unter harten Entbehrungen hatte bahnen müssen. Sein erster Wirkungsfreis in diesem war, wie wir schon wissen, der abgelegenste Ort des rauhen Erzgebirges gewesen und er hatte sich dort so segensreich hervorgetan, daß ihn die armen Gebirgler noch immer schmerzlich vermissten. Dann war er

nach Prag gekommen und dort Domherr geworden. Rasch stieg er nun die Stufen der höchsten kirchlichen Würden empor, weilte einige Zeit als Gesandter des Kaiser Karls VI. in Schweden und wurde schließlich zum Erzbischof von Prag ernannt. Als solcher wurde er von seinen Diözesanen genau so geliebt, wie dergestalt von den schlichten Einwohnern von Frühbuß. Freigebig linderte er die Armut, wo er konnte; reichten seine eigenen Mittel nicht dazu, wußte er flug die Reichen zur Hilfe heranzuziehen.

Dies war also der Mann, dem soeben der Bruder Pförtner etwas gedrückt meldete, es seien zwei Bauernburschen an der Pforte, die im unverfälschtesten erzgebirgischen Dialekt gebeten hätten, zu Pater Josef Maher gelassen zu werden, der jetzt Erzbischof von Prag sei und, wie sie erfahren hätten, sich eben in Mariaschein befinden sollte. Sie hätten sich nicht abweisen lassen, sondern erklärt, der „Pater Josef“ werde es gewiß nicht abschlagen, sie anzuhören, wenn er erfüre, daß sie von Frühbuß kämen.

Der Erzbischof lächelte. „Von Frühbuß — freilich, meine ehemaligen Kirchländer darf ich nicht abweisen. Es ist doch schön, daß sie sich ihres ehemaligen Seelsorgers noch erinnern. Führen Sie die jungen Leute nur herein, ehrwürdiger Bruder — Seine bischöfliche Gnade und der hochwürdige Herr Rektor werden ja gewiß nichts dagegen haben.“

„Nein, das hatten sie nicht. Sie haben vielmehr sehr interessiert den beiden jungen Gebirglern entgegen, die sich schei umblättern. Welcher von den drei geistlichen Herren war denn nun ihr Pater Josef? Sie kannten sich nicht aus. . . .“

Der Erzbischof rief sie freundlich zu sich heran. „Ihr sucht den ehemaligen Seelsorger von Frühbuß, meine Damen? Nun, ich bin es. Was wünscht ihr denn von mir?“

„Ah, Herr Kaplan — Herr Erzbischof,“ begann Martin, „der Vater schickt uns, es geht uns recht schlecht. Die Mutter ist uns gestorben und Verdienst ist fast keiner —“

„Ah, da hab ihr wohl wieder ein recht böses Jahr gehabt? Ihr seid die Söhne des Jakob Reiz, ist's nicht so? Dachte ich es doch, die Ähnlichkeit mit dem Vater ist unverkennbar. Und eure Mutter sei gestorben, sagtet ihr? Das ist freilich sehr, sehr traurig.“

Die teilnahmsvolle Art des Kirchenfürsten ließ den beiden Brüdern das Herz aufgehen. Sie plauderten mit ein wenig munter darauflos und bald

kannte der Erzbischof ihre Notlage gründlich und wußte auch, daß der Vater gesagt hatte: „Geht nur zu Pater Josef, der weiß gewiß Rat.“

„Das ist schön, daß ihr solches Zutrauen zu eurem alten Seesorger habt. Aber sagt, meine Lieben, ihr wollt doch nach Prag, wie erfahret ihr denn von meiner Anwesenheit in Mariaschein?“

„Ah, Herr Vater,“ gestand Jakob beschämt, „wir haben doch noch nie eine so große Reise gemacht und uns rechtschaffen verirrt — mehrmals sogar. Gute Leute wiesen uns immer wieder zurecht und gaben uns Essen und Nachtlager. Zwei Wochen sind wir nun schon unterwegs und heute befanden wir uns auf einmal in Mariaschein. Da meinten wir, es könne nicht schaden, wenn wir der lieben Muttergottes unser Anliegen empfehlen möchten. Und als wir in die Wallfahrtskirche traten und sie so schön geschmückt sahen, frugen wir natürlich, wieso das käme und als man uns sagte, es seien eben viele hohe Herren hier, darunter auch der Erzbischof von Prag, dachten wir, wenn das unser Pater Josef sei, könnten wir unsere Sache gleich abmachen und brauchten nicht weiter zu gehen.“

Der Erzbischof lächelte. „Das habt ihr gut gemacht. Die Muttergottes hat euch sichtlich geführt. Ich werde sehen, was sich für euch tun läßt. Freilich, euch in Prag oder sonstwo fern von der Heimat einen Erwerb zu suchen, dazu möchte ich euch nicht raten. Ich würde fürchten, ihr stürbet mir fern von euren Bergen vor Heimweh. Ihr seht euch doch gewiß schon heute nach Frühbuß zurück? Seht, ich habe es erraten. Nun, wir werden schon etwas ausfindig machen. Aber da fällt mir noch etwas ein. Klostergeistliche haben aus England eine neue Frucht mitgebracht, die eigentlich aus Amerika stammt, Rüben gleicht und wie diese unter der Erde wächst. Man nennt sie Kartoffel, sie ist sehr schmackhaft und soll auch im unwirtschaftlichsten Boden gedeihen. Ich werde euch einen Sack voll schicken, versucht es einmal, sie anzubauen, vielleicht läßt sich damit etwas in Frühbuß erzielen.“

Hier schüttelte der Pater Rektor, der Frühbuß aus eigener Anschauung kannte, bedenklich den Kopf. Jakob bemerkte es und wandte sich vertraulich an ihn: „Nicht wahr, der Herr Vater da denkt auch: man sieht, daß der Pater Josef schon lange von Frühbuß fort ist, sonst könnte er nicht so reden. Bei uns ist's nichts mit dem Anbau.“

Der Rektor und der Bischof lachten laut auf. Sie konnten nicht mehr an sich

halten, die beiden Naturkinder waren zu drollig. Auch der Erzbischof mußte lachen, beharrte aber auf seinen Worten: „Versucht es dennoch, mir zuliebe. Wählt ein recht sonniges Fleckchen Erde und befolgt genau die Anweisungen, die man euch bezüglich des Anpflanzens noch geben wird. — Ich werde mir erlauben, auch dem hochwürdigen Herrn Rektor etwas Samen von dieser neuen Erdfrucht zu übersenden.“ fuhr er zu diesem gewendet fort. „Vielleicht könnten Hochwürden etwas dazu tun, sie in der Umgebung zu verbreiten.“

„Das will ich gerne tun, erzbischöfliche Gnaden — ich bitte inständigst um den gütigst angebotenen Samen,“ erklärte der Rektor und seine klugen Augen leuchteten. „Auch ich habe schon viel von dieser Frucht gehört, ohne sie bislang kennen gelernt zu haben. Eine Ahnung sagt mir, daß sie bei richtiger Behandlung ein Nahrungsmittel für weite Volkskreise werden könnte, und das wäre besonders für das Erzgebirge von Bedeutung, wo Getreide nur in sehr beschränktem Maße angebaut werden kann. Man muß das Volk hierüber aufzuklären suchen.“

„Dazu sind allerdings der Herr Rektor der geeignete Mann,“ nickte der Erzbischof zufrieden. „Ihr aber, meine Lieben, habt hier einen Goldgulden, dafür sucht euch Unterkunft für heute. Und morgen nach der Messe kommt wieder zu mir. Bis dahin werde ich wohl ein Mittel gefunden haben, euch aus eurer trüben Lage zu befreien.“ — — —

Um nächsten Morgen legte Erzbischof Maher mehrere Rollen Goldstücke in die Hände der überraschten Brüder, die soviel Geld noch nie beisammen gesehen hatten. Er hatte bei der Tafel erzählt von den jungen Gebirglern, die ihn aufgesucht hatten und die Notlage in ihrer rauhen Heimat so anschaulich und rührend zu schildern gewußt, daß, als er einige Dukaten auf einen Teller legte und denselben mit bittender Gebärde weiterreichte, die Gaben nur so regneten.

„Tangt damit einen kleinen Handel an,“ ermahnte er seine Schützlinge. „Bei richtigem Betrieb wird er euch und euren Vater ernähren und für euer ganzes Leben vor Not sicherstellen. Nein, dankt mir nicht, oder wenigstens nicht so ungestüm,“ wehrte er lächelnd ihre enthusiastischen Freudenbezeugungen ab. „Und bezüglich der Kartoffeln vergeßt meine Worte nicht. Nun aber gehabt euch wohl, meine Lieben und — grüßt mir meine guten Frühbußer!“

Martin und Jakob Kelz gelangten glücklich wieder in ihren Heimatort,

wo sie durch die Erzählung von dem leutseligen Empfang, den sie bei „Pater Josef“ gefunden, stürmischen Jubel weckten. Bald nach ihnen kamen auch die Kartoffeln und die Leute schüttelten den Kopf, als die Brüder sich an deren Anbau machten. Merkwürdigerweise gedeihen die seltsamen Knollen wirklich und brachten einen ziemlich reichen Ertrag. Zuerst getraute sich ja niemand, davon zu essen. Endlich probierte man es doch, fand sie sehr schmackhaft und nun wollte jeder davon haben, jeder sie anbauen. Zwar wurden sie nicht in jedem Jahre reif, aber dann gaben sie wenigstens ein vorzügliches Futter für das Vieh, das auf den mageren Weiden ja auch nicht recht gedeihen konnte.

Auch in Mariaschein waren die Saatkartoffeln eingetroffen und der Pater Rektor tat alles, das Volk für ihren Anbau, der zuerst im Klostergarten versucht wurde, zu gewinnen. Hier stand man jedoch der amerikanischen Frucht noch misstrauischer gegenüber, als selbst in Frühbuß und es bedurfte der ganzen Diplomatie des klugen Ordensmannes, die Vorurteile gegen sie zu überwinden. Erst durch den Hinweis, die Kartoffeln erschienen auf dem Tisch des Prager Erzbischofs, gelang es ihm, und langsam, sehr langsam eroberten sie sich von da an das Erzgebirge. Heute hat sich die Ahnung des weitschauenden Mannes erfüllt: die Kartoffel ist ein Volksnahrungsmittel geworden, ohne das hoch und niedrig nicht mehr bestehen zu können meint — und von allem Guten, das Josef Daniel von Maher als Priester, Kirchenfürst u. Staatsmann gewirkt, dürfte seine segensreichste Tat wohl die Verbreitung der Kartoffeln in dem rauhen Gebirgsstrich gewesen sein, der sich an der Grenze von Böhmen und Sachsen hinzieht. Er starb 1733.

Der alte Kelz lebte noch eine lange Reihe von Jahren bei seinen Söhnen, die sich durch das Geschenk des Erzbischofs zum Wohlstand emporarbeiteten.

Angelika.

Novelle von Margareta Schlichter.

(Nachdruck verboten.)

„Bitte, hier ist noch Platz, aber beeilen Sie sich; es ist höchste Zeit.“ Sah denn der hilfslereite Schaffner nicht, daß er es mit einem Blinden zu tun hatte? Die meisten Türen waren geschlossen, und mit zitternder Hand tastete der zur Eile aufgeforderte ältere Herr nach dem Messinggriff des ihm zugewiesenen Ab-

teils; aber schon streckt sich ihm eine kräftige Männerhand entgegen.

„Bitte, Herr Gerichtsrat.“

„Sind Sie's, Walden, na, das freut mich. Ich fürchtete schon, wir kämen nicht mehr mit,“ und hinter ihm steigt ein junges Mädchen herauf, dessen zartes Antlitz bei dem Klang der hellen Männerstimme ein leichtes Rot übergegangen hat.

Gleich darauf aber begrüßt sie ohne Verlegenheit den hochgewachsenen jungen Mann, der ihr diensteifrig Reisetasche und Schirm abnimmt, und wendet sich dann zu dessen Mutter, der verwitterten Justizrätin Walden.

„Muß man eine Reise machen, liebes Kind, um Sie endlich mal wiederzusehen,“ lächelte die ältere Dame.

„Angelika lebt nur für ihren alten, blinden Vater. Sie ist mein Stab und meine Stütze und ich wußte nicht, wie ich mein herbes Geschick ertragen sollte ohne meine Angelika, die wie keine diesen Namen verdient.“

„Papa, du machst mich ganz verlegen mit deinem übertriebenen Lobe“, und wieder überzieht ein leichtes Rot ihre Wangen; denn sie fühlt, daß die Augen Waldens auf sie gerichtet sind.

„Und darf man fragen, wohin die Reise geht?“ fragte dieser.

„Nach Ems; mein Arzt meint, ich werde dort Erleichterung meines asthmatischen Leidens finden.“

„Das nenne ich aber ein glückliches Zusammentreffen; wir fahren auch nach Ems; da wollen wir Landsleute zusammenhalten. Wenn es Ihnen recht ist, steigen wir im selben Gasthof ab,“ sagte die Justizrätin.

„Wenn ich alter Griesgram Ihnen nicht lästig bin, so erkläre ich mich mit allem einverstanden. Bestimmen Sie nur, wohin wir uns begeben sollen. Sie waren schon öfter da; ich war vor 15 Jahren zuletzt in Ems mit meiner seligen Frau; seitdem wird sich daselbst manches geändert haben.“

„Allerdings, aber die Gaben der Mutter Natur sind dieselben geblieben, und sie teilt einem jeden davon mit vollen Händen aus. Die kräftige, ozonreiche Bergluft wird auch Ihrer Tochter gut tun. Sie sehen etwas angegriffen aus, liebes Kind.“

Angelika berührte den Arm der alten Dame und warf ihr einen flehenden Blick zu. Ihr Vater durfte es doch nicht wissen, daß sie sich aufrieb in der Sorge um ihn.

(Fortsetzung folgt.)

Das christliche Jahr.

Monatskalender.

Vom 16. bis 31. August.

16. Sonntag. (11. n. Pfingsten.) Evangelium (Mark. 7, 31—37): Jesus heilt einen Taubstummen und wird vom Volke gepriesen. — Joachim, Vater der sel. Jungfrau; Rochus, Bef. († 1327); Arnulf, Bischof († 641); Hyazinth, Bef.

17. Montag. Liberatus u. Juliana, Mart. — 18. Dienstag. Helena, Kaiserin, Witwe († 328). Geburtstag unseres Kaisers Franz Joseph I. — 19. Mittwoch. Ludwig v. Toulouse, Bischof. († 1207); Sebald, Eins. († 770). — 20. Donnerstag. Bernhard, Abt u. Kirchenl. († 1153); Stephan, König († 1083). — 21. Freitag. Johanna Franziska v. Chantal, Witwe u. Ordensstifterin († 1641); Florus († 558). — Neumond um 1 Uhr 24 Min. abends. — 22. Samstag. Timotheus, Mart. († 311); Siegfried, Abt († 689).

23. Sonntag. (12. n. Pfingsten.) Evangelium (Luk. 10, 20—27): Jesus zeigt im Gleichnis vom barmherzigen Samaritan die wahre Nächstenliebe. Gehe hin und tue desgleichen. — Philippus Benitus, Ordensmann († 1285); Sidonius, Bischof.

24. Montag. Bartholomäus, Apostel († 71). — Sonnenaufgang um 5 Uhr 3 Min., Untergang um 7 Uhr 0 Min., Tageslänge 13 Stunden 57 Min. — 25. Dienstag. Ludwig, König († 1272); Patrizia, Jungfr. — 26. Mittwoch. Zephyrin, Papst und Mart. († 219); Viktor, Bischof. und Mart. († 950); Samuel, Prophet. — 27. Donnerstag. Josef v. Kolasanz, Ordensstifter († 1648); Eoban u. Adelar, Bischof. und Mart. († 755); Gebhard, Bischof. († 996). — 28. Freitag. Augustinus, Bischof. und Kirchenlehrer († 430); Hermes, Mart. († 116). — Erstes Viertel um 5 Uhr 50 Min. morgens. — 29. Samstag. Johannes Enthauptung († 31); Sabina, Jungfr. u. Mart. († 126).

30. Sonntag. (13. n. Pfingsten.) Herz Mariä-Fest. Evangelium (Luk. 17, 12—19): Jesus heilt 10 Aussätzige und mahnt zur Dankbarkeit gegen Gott. — Rosa v. Lima, Jungfrau († 1617); Felix, Mart., Xakrius, Einsiedler.

31. Montag. Raimund Nonnatus, Kardinal († 1240); Isabella, Jungfr., Albertin. — Sonnenaufgang um 5 Uhr 14 Min., Untergang um 6 Uhr 46 Min., Tageslänge 13 Stunden 32 Min.

17. August.

Der hl. Hyazinth, Befinner († 1257).

Es dürfte passend erscheinen, von einem großen Heiligen zu erzählen, der in jenen Gegenden, welche jetzt der Schauplatz furchtbaren Völkerringens und Blutvergießens werden sollen, 40 Jahre lang als der Apostel des Nordens gewirkt hat und der von den Geschichtsschreibern als der Wundertäter seines Jahrhunderts bezeichnet wird. Es ist der hl. Hyazinth aus dem Orden des hl. Dominikus. Er stammte aus dem alten polnischen Adelsgeschlechte der Odrowacz und wurde gegen Ende des 12. Jahrhunderts in Kamin in Schlesien geboren. Sein Vater war Graf Gustach Konsky und sein Bruder der selige Geslaus, dessen Grab in Breslau verehrt wird. Schon frühzeitig zeigte Hyazinth große

Anlagen zu einem tugendhaften Leben, welche von seinen frommen Eltern mit besonderer Sorgfalt gepflegt wurden. Seine Unschuld bewahrte er mitten in den Gefahren, denen er während seiner wissenschaftlichen Laufbahn in Krakau, Prag und Bologna ausgesetzt war. Auf der Hochschule zu Bologna erwarb er sich den Doktorgrad der Theologie und des kanonischen Rechtes. In die Heimat zurückgekehrt, wurde er mit seinem Bruder Geslaus zum Domherren zu Krakau ernannt und mit der Leitung der Diözese betraut.

Den mannigfachen Anforderungen, welche dieses verantwortungsreiche Amt an Hyazinth stellte, entsprach derselbe durch seine Fähigkeiten, seinen Eifer und seine Klugheit vollkommen; er wußte aber auch trotz der vielfachen äußeren Beschäftigungen den Geist des Gebetes und der inneren Sammlung zu bewahren. Er übte strenge Bußwerke, wohnte regelmäßig dem Gottesdienste bei, besuchte und bediente oft die Kranken in den Spitäler und verteilte alle seine Einkünfte unter die Armen. Mit seinem Bruder Geslaus begleitete er im Jahre 1218 seinen Oheim, den Bischof Tivo Konski, Kanzler von Polen, nach Rom und lernte dort den hl. Dominikus kennen, dessen Worte und heiliges Leben einen solchen Eindruck auf das Herz des jungen Priesters machten, daß er sich entschloß, in den Predigerorden einzutreten. Nachdem er vom hl. Dominikus selbst im geistlichen Leben und in der Vollkommenheit Unterricht erhalten und in der Kirche der hl. Sabina die Gelübde abgelegt hatte, wurde er mit einigen anderen Ordensgeistlichen nach Polen geschickt, um daselbst eine Mission abzuhalten.

Mit dem Segen des Papstes und des hl. Ordensstifters Dominikus ausgestattet, kehrten beide Brüder zurück. Auf dem Wege nach der Heimat gründete Hyazinth zu Friesach in Kärnten eine Niederlassung des Dominikanerordens und reiste dann weiter nach Krakau, während sein Bruder Geslaus sich zunächst Prag als Wirkungskreis erwählte. Mit wunderbarem Erfolge predigte er zunächst in Krakau. Die hartnäckigsten Sünder kehrten zur Buße zurück, die Lauen wurden zu größerem Eifer angeregt, Feindschaften beigelegt, das unrechte Gut zurückerstattet, die heiligen Sakramente fleißiger empfangen, und Tugend und kirchliches Leben kamen wieder zur Blüte. Zu Krakau erstand bald ein Ordenshaus der Predigermönche und die Stadt, in welcher neues christliches Leben erblühte, wurde für Hyazinth der Ausgangs- und Stützpunkt einer weitausgedehnten und mit herrlichen Erfolgen gekrönten Missionstätigkeit. Mit dem Feuerreifer eines hl. Paulus durchwanderte er die Länder des Nordens und Ostens; durch Pommern, Preußen, Litauen, ja über die Ostsee in Dänemark und Schweden, die teilweise noch heidnisch waren, predigte er das Evangelium. Aber auch das weite Russland durchzog er und trug den Samen des Evangeliums nach Rot- und Schwar-

Russland und bis an die Ufer des Schwarzen Meeres. Er soll sogar bis Tibet und China vorgedrungen sein, immer barfuß, unter unsäglichen Mühen und Gefahren. Durch seine Bußstrenge gegen sich und durch die Wundergabe, mit der Gott diesen eifrigen Apostel ausgerüstet hatte, gewann er der Kreuzeslehre zahllose Seelen, so daß überall auf seinen Missionsreisen christliche Gemeinden und Dominikanerklöster erstanden.

Ergraut im Dienste des Herrn, kehrte er als 72jähriger Greis im Jahre 1257 in sein Stammkloster Krakau zurück. Ungefähr 40 Jahre hatte er im Dienste des Evangeliums zugebracht und keine Arbeit gescheut, um Seelen für den Himmel zu gewinnen.

Dabei lebte er stets nach der Strenge seiner Ordensregeln und unterzog sich noch außerordentlichen Bußwerken; er schlief auf bloßer Erde und übte fast beständiges Fasten. Am 14. August des Jahres 1257 wurde er von einer schweren Krankheit befallen, und Gott gab ihm zu erkennen, daß er am Feste der Himmelfahrt Mariä, die er stets mit der kindlichsten Liebe verehrt hatte, sterben werde. Er nahm von seinen Brüdern feierlichen Abschied, ließ sich in die Kirche tragen, empfing während der hl. Messe die Wegzehrung und nachher die hl. Ölung und starb dann sanft und ruhig am Fuße des Altares, um von dem Herrn den ewigen Lohn für seine Arbeiten zu erlangen.

Ein Missverständnis.

(Saazer Mundart.)

Da Weba-Michl rennt und rennt,
Als wenn ihm scho da Schädl brennt;
Zum Dolta rennt a, wie net g'scheid,
Sei Wei, die liegt in Fieba heut'
Und wie a fu im gröst'n Lauf,
Do kimmt da Keil und hält ihn auf.

„O ho!“ schreit der, „wo rennst Du hi?“
„Geh, los mich aus!“ sagt der mit Müh,
Mei Wei die g'fällt ma gor net recht,
Ich denk holt, sie is werlich schlecht.“
„Die Meina g'fällt ma längst scho net“
Und rennt mit'n Michl gleich um d' Wett.

Anton Liffa.

Zeitgeschichtchen.

— **Luftschiffe und Störche.** In den weithin sich dehnenden Elbniederungen der Wittenberger Gegend sah man bis zum vorigen Jahre zahlreiche Storchnester. Der Storch hatte dort tatsächlich sein Heim, wo ihm und seiner Sippe stets der Tisch reich gedeckt war. Seit diesem Frühjahr ist es anders. Zwar nahmen Störche in größerer Zahl zunächst wieder Quartier, aber bald rückten sie wieder ab. Es ist jetzt festgestellt, daß einzig die Luftfahrzeuge, die auf der vielbefahrenen Strecke Berlin-Bitterfeld-Leipzig täglich passieren, die Störche vertreiben. Diese Konkurrenten mag

der Storch nicht leiden; er fliegt eilends aus solchen Gegenden weg, wo die Ungezügeln herumsaufen.

— **Der georfeigte Prinz.** Als König Friedrich Wilhelm IV. noch Prinz war, bemerkte er eines Tages bei einem Spaziergang durch den Park in Charlottenburg eine Hofdame, die, wie allgemein bekannt war, große Furcht vor Fröschen hatte. Was tat nun der Prinz? Sofort suchte er nach einem Frosch, fand einen und verfolgte sie damit. Schreiend lief die Hofdame davon, er aber holte sie ein und warf ihr dann den Frosch an den bloßen Hals. Die Hofdame, außer sich vor Abscheu, Schreck und Zorn, konnte sich nicht anders helfen, als daß sie dem Prinzen eine kräftige Ohrfeige verabfolgte. Beide standen dann eine Zeitlang wie erstarrt. Der Kronprinz hatte zuerst seine Fassung wiedererlangt und beruhigte die Aufgeregte mit den galanten Worten: „Ich bin nur bestraft, wie ichs verdient habe. Darum küsse ich die Rute, die mich strafte.“ Damit küßte er ihr die Hand und verschwand.

— **Gewerbsmäßiger Kinderraub in Amerika.** Aus New York wird folgendes mitgeteilt. Nach einer vom Staatsanwalt angestellten Untersuchung wird der Kinderraub in New York als ein organisiertes Gewerbe betrieben. Es gibt dort Banden von Männern und Frauen, hauptsächlich Italienern, die eine Art „Kinderraubtrust“ bilden. Nach den angestellten Ermittlungen haben sie während der letzten Jahre 150 Kinder gestohlen und für die Rückgabe Beträge von je 2500 bis 10.000 Kronen als Lösegeld verlangt, je nach der Vermögenslage der Eltern. Eine Bande von fünf Personen konnte auch schon verhaftet und vor Gericht gestellt werden. Zwanzig Zeugen waren für die Schwurgerichtsverhandlung vorgeladen, um über das System der Räubereien auszusagen. Einige Kindesräuber arbeiteten mit teuflischer List und Schläuheit. Sie sandten den Eltern Haarbüschel und Kleidungsstücke ihrer Kinder zu, und ließen, falls das Lösegeld nicht willig gezahlt wurde, herzzerreißende Briefe an die Eltern schreiben, mit der Schilderung der Folterqualen, die sie zu erdulden haben, da das Lösegeld nicht eintraf. Zumeist waren weniger begüterte Familien die Opfer, hauptsächlich kleine Ladenbesitzer ausländischer Nationalität, die später durch Drohungen mit Bomben von der polizeilichen Anzeige zurückgeschreckt werden konnten. Die Babys wurden aus Kinderwagen, die einen Augenblick unbewacht waren, gestohlen; meist jedoch wurden jüngere Kinder auf dem Wege zur Schule entführt.

— **Eine Kaffeevergiftung.** Eine Frau in mittleren Jahren hatte sich einen Aufguss zurecht gemacht, der ungefähr der Forderung entsprochen haben mag, daß der Löffel darin stehen blieb. Sie hatte auf ein Fünftel Liter Wasser ein halbes Pfund Kaffee genommen und diese Mischung auf einmal ausgetrunken. Sie verfolgte damit den Zweck, gewissen Störungen im

Organismus zu begegnen. Eine halbe Stunde wurde die Frau von einem Kribbeln im ganzen Körper besessen, dann von Übelkeit, Krämpfen und Ohnmachtsanwandlungen. Das Schwindelgefühl wurde schließlich so stark, daß die Kranke ihre Augen nicht mehr öffnen konnte. Der Arzt fand sie zuerst blaß, die Gliedmaßen waren kalt und der Puls zählte nur 44 Schläge. Außerdem waren heftige Leibschmerzen eingetreten. Sofort wurden stärkende Einreibungen verordnet. Ein dauernder Schaden entstand durch die Vergiftung nicht, die in zwei Tagen überwunden war. Allzuviel ist eben ungesund.

— **Der Einjährige in Verlegenheit.** Der reichsdeutsche Generalleutnant Graf von Schlieffen war ein freundlicher, alter Herr, der aber mitunter eine große Dernheit an den Tag legte. Diese bekam eines Tages ein neugebackener Einjähriger zu kosten, der einige Wochen nach seinem Dienstantritt einen freien Nachmittag benutzte, um sich die Schönheiten seiner Garnison Stettin anzusehen. Behaglich schlenderte er durch die Straßen, als er plötzlich den Grafen Schlieffen, den damaligen Kommandeur der 5. Infanterie-Brigade, mit seiner Tochter auf sich zureiten sah. Der junge Krieger baute sich — man mußte damals noch Front machen — auf dem Straßenrand so schön auf, wie es ihm nach vierzehntägigem Drill möglich war, und harrte mit flopsendem Herzen und verdrehtem Halse der Dinge, die da kommen sollten. Der Gefürchtete legte dankend die Hand an die Mütze und war schon beinahe an dem aufatmenden Einjährigen vorbei, als er sich auf seinem Kriegsross umdrehzte und mit seiner wenig zarten Kasernenhofsstimme brüllte: „Einjähriger, ich bitte mir sehr aus, wenn Sie eine Ehrenbezeugung machen, sehen Sie mich an und nicht meine Tochter!“

— **Wie chinesisch gespeist wird.** Eine hochstehende Persönlichkeit aus China kam vor kurzem nach Paris und lud eine Reihe angesehener Pariser zu einem Festmahl ein. Das Festmahl verlief sehr heiter, nur unterschied es sich in zwei Punkten von allen ähnlichen Veranstaltungen: der Gastgeber und seine Gäste konnten sich nicht miteinander unterhalten, denn er verstand nicht Französisch und sie sprachen nicht Chinesisch, zweitens aber gab es Gerichte aus der chinesischen Küche, von denen die Franzosen die meisten unberührt vorübergehen ließen, weil sie ein berechtigtes Misstrauen gegen sie hegten. Schließlich jedoch kam ein Gericht auf den Tisch, das gar lieblich duftete; offenbar war es Entenbraten, allerdings auf chinesische Art zubereitet. Die Franzosen glaubten, sich daran halten zu müssen; nur einer, der ganz sicher zu gehen wünschte, wandte sich in einem rasch erfundenen Bolapüf an den Gastgeber: „baf-baf?“ sagte er, auf das Geflügel deutend und dabei trefflich das Geschnatter nachahmend. Der Chines verstand sofort und antwortete in der gleichen Art, allerdings seinen hoffnungsvol-

len Gästen allen Appetit nehmend: „Wau-wau!“

— **Tod durch einen Bienenschwarm.** In Senftenberg wurde unlängst die in den Parkanlagen sitzende frische Frau Fröda von einem Bienenschwarm überfallen. Trotz rascher ärztlicher Hilfe konnte die Frau nicht gerettet werden und starb unter gräßlichen Schmerzen im Krankenhaus. Die Unglückliche hatte 300 Stiche erhalten. Die übrigen Parkbesucher retteten sich durch eilige Flucht in die umliegenden Gärten.

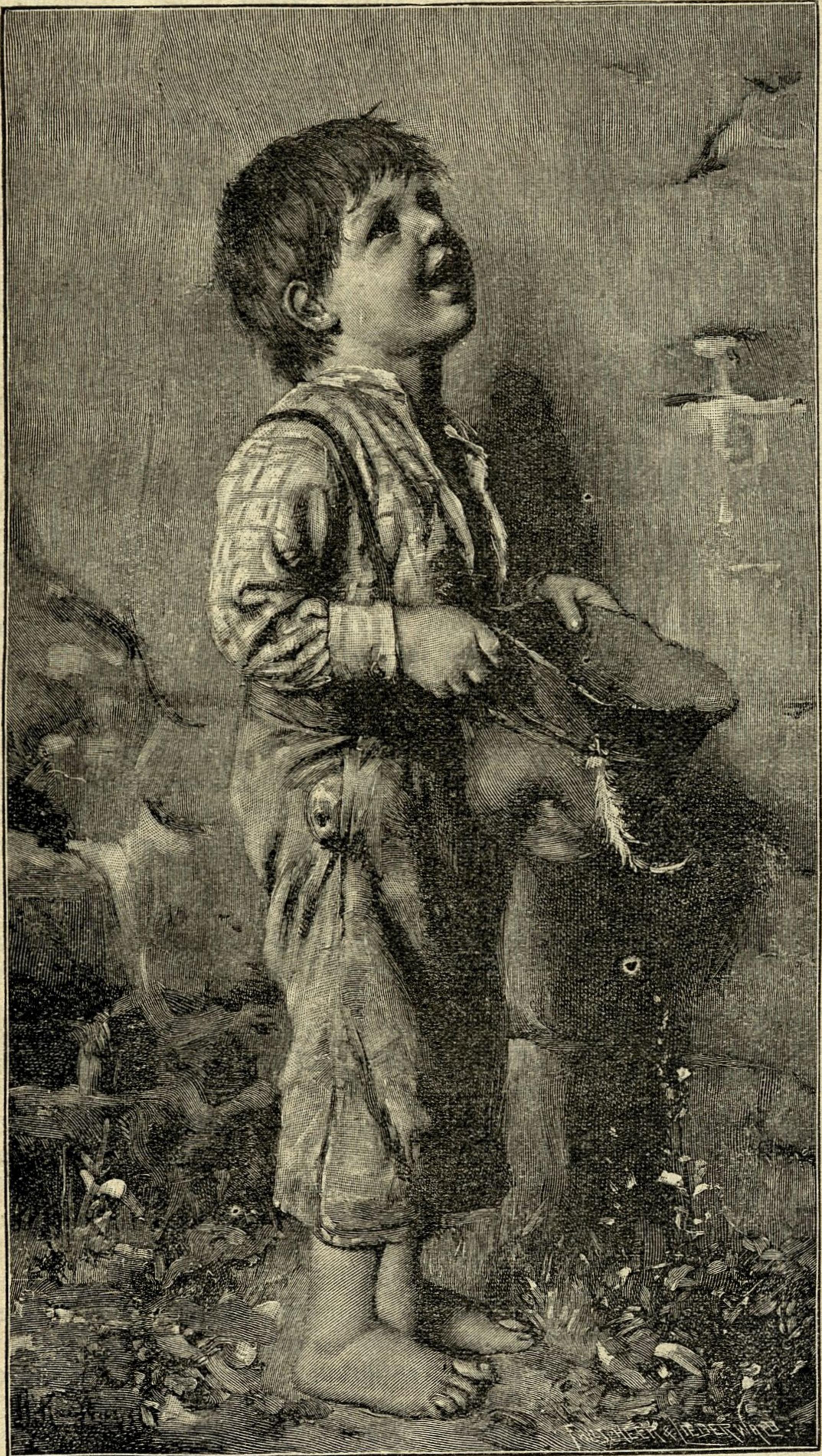
Ein glücklicher Gewinner.

Der französische Leutnant Verdier war in der ganzen Garnison berühmt und gefürchtet, weil er bei Wetten stets gewann. Eines Tages wurde er zu einem anderen Regiment versetzt. Weil sein Ruf, alle Wetten zu gewinnen, ihm vorausgeilett war, fragte bei dem am Tage seiner Ankunft arrangierten kameradschaftlichen Essen sein neuer Chef: „Ist es wirklich wahr, Kamerad, daß Sie jede Wette gewinnen?“ — „Jawohl, mein Oberst!“ — „Na, wie machen Sie das?“ — „O, sehr einfach! Ich bin Gesichtsforscher, und wette nur, wenn ich meiner Sache völlig sicher bin!“ — „Sie sind Physiognomiker? Nun gut, was sehen Sie z. B. jetzt auf meinem Gesicht?“ — „Ich sehe, daß Ihre alte Wunde am Beine wieder aufgebrochen ist und Sie heftig schmerzt.“ — „Unsinn, ich habe nie eine Wunde an meinem Beine gehabt!“ — „Verzeihung, mein Oberst, aber Sie mögen vielleicht nicht gern davon reden. — Vielleicht aus einem Duell — was weiß ich!“ — „Da soll doch gleich! ... Was gilt die Wette?“ — „Was, Sie wünschen, mein Oberst!“ — „Fünfhundert Franks!“ — „Gut, fünfhundert Franks!“ — „Die Herren sind Zeugen.“ Mit diesen Worten entledigte sich der Oberst seiner Strümpfe und Schuhe und eine genaue Untersuchung ergab sofort, daß weder Kugel noch Säbel seinem Beine ein Leid angetan. — „Sie haben verloren, Leutnant,“ rief triumphierend der Oberst. „In der Tat, ich habe verloren. Man kann sich eben irren. Hier sind 500 Franks!“ Lächelnd zog der Oberst seinen Gewinn ein, ließ sich Papier und Feder geben und schrieb an den Kommandeur von Verdier's früherem Regiment. „Lieber Freund, die Geschichte mit dem Verdier ist ja der reine Humbug! Er hat soeben um 500 Franks mit mir gewettet, daß ich eine Wunde am Bein hätte und hat natürlich verloren!“ Die Antwort lautete: „Du bist von rührender Naivität. Dein Gewinn von 500 Franks kostet mich bare zweitausend. Verdier hat mit mir gewettet, daß er Dich am Abend seiner Ankunft zwingen würde, Dich bei voller Offizierstafel der Schuhe und Strümpfe zu entledigen und mir dieses Ereignis eigenhändig zu melden.“

In Erwartung.

Ihr lieben Leute, schenkt mir was,
Der Hunger quält mich, wie weh tut das!
Der Vater folgte des Kaisers Gebot,
Die Mutter weint und hat kein Brot.

Des Vaters Herz ist wie es soll,
Des Mutes und der Treue voll,
Er steht, ein echter Kaisersoldat,
Im blutigen Felde früh und spät.



In Erwartung.

Wie eine Mauer steht er dort
Und weist die frechen Feinde fort;
Die Stirn dem Tode zugewandt,
So wehrt er sich fürs Vaterland.

Er kann mir geben jetzt kein Brot,
Ihr lieben Leute seht die Not
Und tretet an seine Stelle ein,
Ich will auch recht schön dankbar sein.

Bin ich erst groß, dann freuet euch,
Dann kämpf' auch ich für Kaiser und Reich
Dann schütz' auch ich mit meinem Blut
Euch Heimaterde und Vätergut!

P. Heimbach.

So weit tragt sie die Zug' nit.

Ein schöner Zug von Rechtschaffenheit erzählt der „Heimgarten“: Auf einer unserer Alpenbahnen. Am Dorfbahnhof stieg ein Bauernweib ein mit einem Knaben.

Als der Schaffner kam, um die Fahrkarte zu märken, schaute er den Kleinen an und fragte das Weib: „Wie alt ist der Knabe?“ — „Der do?“ entgegnete die Bäuerin. „Ist holt ab schon im fünften Jahr.“ — „Da müssen Sie eine Karte nachlösen, liebe Frau!“ — Das Weib schaute erschrocken auf. Sie hätte nichts mehr im Sack! Zu weinen hub sie an, daß sie nun mit dem Kinde aussteigen sollte. — „Geh'n S', so schlimm ist es ja gar nicht“, sagte der Schaffner, „wissen S', wenn der Herr Kontrollor kommen und fragen sollte, so sagen S' bloß, der Knabe wäre 4 Jahre alt.“ — Da packte die Bäuerin den Knaben: „Na, na, so weit tragt uns die Zug' nit!“ Bei der nächsten Station wäre sie ausgestiegen, wenn ihr nicht eine mitfahrende Dame den kleinen Betrag für die Kinderkarte geschenkt hätte. — So weit tragt sie die Zug' nit! Und andere, fügt der Erzähler hinzu, tragt sie über Land und Meer!

Eine fruchtbringende Lektion.

Der junge Kaplan W. befand sich auf dem Wege von der Filiale zum Pfarrdorf, um dort bei einem feierlichen Hochamte zu assistieren. Als ihn der Fußweg eine steile Anhöhe hinaufführte, sah er den Ortsvorsteher seines Dorfes vor sich hergehen, einen behäbigen, gutgestellten Bauern. Langsam und bedächtig feuchte

er den Hügel hinauf, die eine Hand mit dem Stock bewehrt, die andere auf dem Rücken. Der Weg wurde ihm sauer, denn er hatte seine 130 Kilo „vor sich gebracht“, wie er zu sagen pflegte. Kaplan W. holte ihn bald ein und langsam gingen sie voran, da der Vorsteher ebenfalls dem Seelenamte beiwohnen wollte. Oben auf der Höhe stand ein uraltes Kreuz an dem alten Höhlwege; man wußte nicht mehr genau, was für ein Bewandtnis es mit seiner Errichtung hatte. Kaplan W. zog vor dem Bilde des Gefreuzigten den Hut, der Vorsteher aber nicht nur herablassend mit dem Kopfe und sagte halb zu seiner Entschuldigung, halb zur Rechtfertigung: „Ich kann die Mütze nicht abnehmen, ich erkalte mir sonst leicht den Kopf.“ — Das mochte wohl sein, denn dem Bauern war der Kopf schon etwas von den Haaren im Stich gelassen und von Nordosten blies an dem Novembermorgen ein scharfer Wind. Kaplan W. sagte nichts. — An der anderen Seite des Höhenrückens lag ein adeliges Gut mit weiten Anlagen. Der Besitzer, der die Anlagen mit großem Geschick angelegt hatte, befand sich vor denselben, um verschiedene Änderungen anzurufen, und bemerkte die beiden Einwohner des Nachbardorfes schon von ferne. Deutselig, wie er war, kam er auf den Hauptweg und grüßte schon in der Entfernung von 50 Schritt: „Guten Morgen, meine Herren!“ — „Guten Morgen, Herr Baron“, antwortete Kaplan W., lüftete den Hut und setzte ihn wieder auf. — „Guten Morgen, Herr Baron!“ grüßte auch der Vorsteher, entblößte sein glänzendes, in Schweiß gebadetes Haupt und behielt, so lange der Herr Baron auf sie zuschritt und auch, als er bereits über den Fußgraben auf die Straße gesprungen war und beiden die Hände reichte, die Mütze noch immer in der Hand. — „Aber bitte, Herr Ortsvorsteher, halten Sie sich doch bedeckt!“ Erst diese freundliche Mahnung war imstande, das schweißtriefende Haupt des Ortsvorstehers durch die Mütze vor dem scharfen Ostwinde zu schützen. — Man sprach ein Weilchen über dies und jenes und trennte sich. Dabei wiederholte sich dieselbe Geschichte, nur dauerte sie nicht so lange. Zehn Schritt von dem Baron sagte der Kaplan W. mit dem unschuldigsten Gesichte von der Welt: „Aber Herr Ortsvorsteher, da hätten Sie sich aber leicht den Kopf erkälten können! Sie hätten besser die Mütze nicht abgenommen.“

Der Vorsteher sagte nichts, aber er hatte seine Lektion verstanden. Am Eingange des Pfarrdorfs kamen beide über eine Brücke, auf der es in der Regel sehr stark zog. Auf der Mitte derselben stand nicht wie sonst oft eine Bildsäule des heiligen Johannes von Nepomuk, sondern eine solche des heiligen Christophorus, der das Jesuskind durch die Fluten trägt. Vor diesem gewiß recht sinnigen und passenden christlichen katholischen Brückenbilde nahm unser Vorsteher ganz von selbst und zuerst die Mütze ab, ohne alle Furcht, er

möchte sich den Kopf erkälten. — Wie oft, lieber Leser, wird uns für den Himmel und das Heil unserer Seele eine kleine Mühe und Unbequemlichkeit zu viel, während wir aus weltlichen Rücksichten und eiteln, nichtigen Gründen keine Mühe und Arbeit scheuen! „Das Himmelreich leidet Gewalt, und die, welche Gewalt gebrauchen, reißen es an sich.“

Eine österreichische Streifpatrouille.

Der Patrouillendienst im Felde fordert ebenso große Klugheit als Gewandtheit und Ausdauer, denn sehr viel hängt für die Heeresführung von den Meldungen ab, die die Patrouillenführer über das was sie gesehen und entdeckt haben, berichten können.

Ohne Gottes Segen.

Vom frühen Morgen bis zum späten Abend war der Steinhäuser Franz unermüdlich tätig und schaffte bei der Arbeit, was er nur tun konnte, und er konnte förmlich böse werden, wenn er Feiertags nicht arbeiten konnte. Aber trotz seines Bienenfleizes, trotz seines Sparens brachte er es nicht recht vorwärts. Es fehlte sicherlich der Segen Gottes, ohne dessen es eben kein Gediehen gibt. Steinhäuser aber schob alle Schuld seines Missgeschickes seiner Kinderschar zu. Sechs Kinder saßen an seinem Tische und diese Zahl war ihm zu groß. Zwei, vielleicht drei Kinder hätte er sich gefallen lassen, aber sechs waren zu viel; da konnte es kein Vorwärtsskommen geben, so meinte der Mann. Und so wünschte er im Innern, daß Gott das eine oder das andere zu sich nehmen möchte, doch wagte er es nicht, diesen Gedanken auszusprechen. Als jedoch der Storch sich abermals einstellte und die Nachbarn ihm Glück wünschten, brachte er die frevelhaften Worte hervor: „Es wird doch Gottes Wille sein, daß er unter dem Haufen aufräumt, die vielen Kinder sind eine förmliche Strafe für mich; aber mir stirbt keins!“ — Gott ließ Seiner nicht spotten. Eines Abends brachte man ein dreijähriges Mädchen, jämmerlich zugerichtet, nach Hause. Ein schwerbeladener Wagen war über dasselbe hinweggegangen und in kurzer Zeit war es tot. Franz erinnerte sich seines frevelhaften Wunsches und hätte ihn nun gern unausgesprochen gemacht, denn er fürchtete, unser Herrgott könnte seinen Arm weiter aussstrecken. Es kam auch so. Die gefürchtete Diphtheritis brach im Orte aus und Steinhäuser mußte drei Kinder zum Friedhof geleiten. Er brach fast zusammen. Der Verlust seiner ältesten Kinder tat ihm furchtbar weh. Wie bat er jetzt Gott, daß er ihm sein Unrecht verzeihe. Doch Gott wollte noch ein Opfer. Eines Tages bog sich sein zweijähriges Bübchen über den Rand eines Kübels, in dem sich kochendes Wasser befand. Es glitt aus, stürzte hinein und das Kind verbrüh-

te sich und starb unter furchterlichen Schmerzen. Die Eltern waren der Verzweiflung nahe, sahen sie doch deutlich die Hand Gottes, aber auch die ganze Gemeinde erkannte, daß Gott den gemachten Frevel straft, denn er läßt Seiner nicht spotten.

Der Dank der Mutter.

Als die hl. Klothilde Mutter eines Sohnes wurde, gab ihr Gemahl König Ludwig, hocherfreut über die Geburt eines Thronerben, den Bitten der Mutter nach und ließ es taufen. Klothilde machte zu der Taufe die prächtigsten Anstalten und ließ die Wände ihres Betsaals mit kostbaren Tapeten zieren und schmücken, um wenigstens durch äußere Pracht die Augen des Königs zu rühren und ihm, da er noch Heide war, die heilige Handlung ehrwürdiger zu machen. Das Kind erhielt

Penningberg brach im Mai 1859 Feuer aus. Die Bewohner waren alle auf den Feldern beschäftigt, nur das kleine Kind war zurückgeblieben. Das Feuer griff ungemein schnell um sich und an ein Löschchen war nicht zu denken. Die Nachbarn versuchten wiederholt das Kind aus dem Hause zu retten, aber sie vermochten nicht, durch den heißen erstickenden Rauch hindurch zu dringen und mußten davon absehen. Auch die Mutter konnte ihr Kind nicht retten; die Flammen prasselten überall und hatten auch die Tür ergriffen. Da kam die 17jährige Dienstmagd Marie G. a. f. l. Sie erstieg rasch entschlossen einen Holzstoß, zertrümmerte das Stubenfenster, schlüpfte durch dasselbe in die Stube, die mit Rauch und Dampf angefüllt war, riß das Kind aus der Wiege, legte es durch das Fenster auf den Holzstoß, von dem es herabgenommen werden konnte. Die



Eine österreichische Streifpatrouille.
(Älteres Manöverbild.)

in der Taufe den Namen Ingomar, wie es der König wünschte. Damals war es Brauch, daß die Neugetauften das weiße Gewand, wonit man sie bekleidete, acht Tage lang trugen. Allein ehe Prinz Ingomar sein weißes Taufkleidchen ablegte, ward er frank und starb. Der König machte seiner Gemahlin die bittersten Vorwürfe. „Wenn das Kind“, sprach er, „meinen Göttern wäre gewidmet worden, so wäre es nicht gestorben; allein da es in dem Namen Deines Gottes getauft wurde, so konnte es nicht leben.“ Die Königin sagte: „Ich danke meinem Gott, daß er mich für würdig erachtete, die Mutter eines Sohnes zu sein, den er in sein Reich, in das Himmelreich, aufgenommen hat.“ — Später ließ sich König Ludwig auch taufen und wurde Christ.

Die brave Dienstmagd.
In einem Bauernhause zu Haag am

Magd gelangte dann halb ohnmächtig aus dem brennenden Hause ins Freie. Nach wenigen Augenblicken stürzte das brennende Dach zusammen und begrub Stube und Wiege unter den lodernden Flammen und glühender Asche. Nur der heldenmütigen Entschlossenheit des 17jährigen Mädchens war die Rettung des Kindes zu verdanken. Das war eine brave Dienstmagd, die später von der Behörde ausgezeichnet wurde.

Gedankensplitter.

Im Unglück nicht preise
Des Glücklichen Los;
Das Glück macht nicht weise,
Das Unglück oft groß.

* *

Lieblich ist der Reiz der Jugend,
Doch die Blüten fallen ab;
Aber Edelmut und Jugend
Führen uns noch über's Grab.

Der Weltkrieg hat begonnen!

Österreich mit Serbien, Montenegro und Russland, Deutschland mit Frankreich, Belgien, England und Russland im Krieg.

Seit unsere Blätter das letzte Mal ausgegeben wurden, sind sich weltgeschichtliche Ereignisse rasch hintereinander gefolgt, deren Weiterungen sich noch gar nicht absehen lassen. Ein furchtbarer Weltkrieg hat begonnen, der fast ganz Europa in seinen Bann gezogen hat und aller Wahrscheinlichkeit nach selbst andere Weltteile in seinen Bann ziehen wird.

Den Anlaß gab der energische Schritt Österreichs gegen den Brandstifter- und Mordbubenüchterstaat Serbien und wir wollen von dort an kurz die Ereignisse skizzieren.

genügend erklärt. Unser Gesandter teilt gleichzeitig mit, daß die diplomatischen Beziehungen abgebrochen seien und verläßt gleich darauf Belgrad. Um halb 8 Uhr abends wird in Österreich teilweise Mobilisierung (der Corps Sarajewo, Mostar, Theresienstadt, Joseffstadt, Agram, Graz, Temesvar u. Hermannstadt) angeordnet.

Am 26. Juli werden in den bezogenen Gegenden die Mobilisierungsverordnungen angeschlagen und der Reichsrat und die Landtage geschlossen. — In Budapest wird der aus einem deutschen Bade zurückkehrende serbische Generalstabschef Putnik verhaftet, jedoch aus Ritterlichkeit wieder freigelassen. Er konnte jedoch Serbien nicht mehr erreichen und liegt derzeit krank in Turn Severin (Rumä-

reich mit jubelnder Genugtuung aufgenommen und die Reservisten rücken mit nie gesehener Begeisterung ein. Überall, besonders im Süden der Monarchie, melden sich Scharen von Freiwilligen. — In Groß-Becskerek in Ungarn wird der Freund Hartwigs, der reiche Serbe Duniarsky verhaftet, in dessen Keller ein Lager von Bomben aus Kragujevac gefunden wurde. — Der Kaiser gibt einen Amnestie-Erlaß heraus.

In Warschau flog, wahrscheinlich durch Revolutionäre veranlaßt, die Zitadelle mit mehreren Pulvermagazinen in die Luft. Das Postamt wird durch Feuer zerstört.

Auf der Save nehmen österreichische Pioniere u. Mannschaften zwei serbische Schiffe nach heftigem Kampfe.



Der Deutsche Kaiser mit seinen sechs Söhnen, die alle im Kriege stehen.

Am 23. Juli überreicht Baron Giesl der serbischen Regierung ein 48stündiges Ultimatum, in scharfen Worten Genugtuung heischend für die Wühlereien gegen die Monarchie und die durch Serbien begünstigte Ermordung des Erzherzogs Franz Ferdinand.

Am 24. Juli erklärt die russische Regierung, durch den Schritt Österreich-Ungarns lebhaft beunruhigt zu sein. In diesem Konflikte könne es nicht indifferent bleiben.

Am 25. Juli, Samstag nachmittags 3 Uhr mobilisiert Serbien seine ganze Armee.

Wenige Minuten vor 6 Uhr erscheint Ministerpräsident Pasitsch bei Baron Giesl und überreicht ihm eine langatmige Antwort, die Baron Giesl als un-

nien) darmieder. — Bei Kocvar wurden die serbischen Munitions-Schiffe „Bardar“ und „Car Nikola“ von den Österreichern genommen.

Am 27. Juli verläßt der serbische Gesandte Jovanovic in aller Stille Wien. — Montenegro mobilisiert. — Bei Tremisch Rubin wurden von serbischen Truppen, die auf einem Dampfer waren, unsere Stellungen beschossen. Sie erhielten gepfefferte Antwort. — Die russische Regierung verhängt den außerordentlichen Verteidigungsstand.

Am 28. Juli, gerade einen Monat nach der Ermordung des Thronfolgerpaars und nach abnormaler Verlängerung der Galgenfrist für die Serben erklärt Österreich an Serbien den Krieg. Die Nachricht davon wird in ganz Deutschland u. Öster-

reich mit jubelnder Genugtuung aufgenommen und die Reservisten rücken mit nie gesehener Begeisterung ein. Überall, besonders im Süden der Monarchie, melden sich Scharen von Freiwilligen. — In Groß-Becskerek in Ungarn wird der Freund Hartwigs, der reiche Serbe Duniarsky verhaftet, in dessen Keller ein Lager von Bomben aus Kragujevac gefunden wurde. — Der Kaiser gibt einen Amnestie-Erlaß heraus.

In Warschau flog, wahrscheinlich durch Revolutionäre veranlaßt, die Zitadelle mit mehreren Pulvermagazinen in die Luft. Das Postamt wird durch Feuer zerstört.

Auf der Save nehmen österreichische Pioniere u. Mannschaften zwei serbische Schiffe nach heftigem Kampfe.

Kriegsgefahr" an. Der Kaiser warnt den Zaren eindringlich vor feindseligen Maßnahmen gegen Deutschland und Österreich.

Bei Progar wird eine serbische Bande über die Drina zurückgeschmissen und bei Velika Grada ist es machen unsere Truppen drei serbische Dampfer unschädlich. — Nachts versuchen die Serben neuerdings die Sprengung der Semliner Brücke, bei der Verteidigung schießen die Österreicher einen Pulverturm und das Zollhaus von Belgrad in Trümmer. Die ersten 16 serbischen Gefangenen werden nach Peterwardein gebracht.

Am 31. Juli wird der berühmte Sozialistensührer Jaures, der mit Deutschland Frieden wollte, im Café Croissant in Paris von dem Nationalisten Vaillant erschossen.

An der Drina haben unsere Truppen die Gefechtslinie bis zum Hauptarm des Flusses gesichert. Die Serben versuchen vergeblich Belgrad zu beunruhigen. — Zwei Grenzjäger aus Mährisch-Schönberg durchschneiden unter scharfem serbischen Feuer die feindliche Telegraphenleitung an der Drina.

Der Kaiser ordnet die allgemeine Mobilisierung für ganz Österreich an, da Russland immerfort rüstet und eine drohende Haltung einnimmt. Da am Nachmittag der deutsche Botschafter in Petersburg meldet, Russland habe die allgemeine Mobilisierung angeordnet, so macht der Kaiser dem Zaren nochmals ernstliche Vorhaltungen über diese infame Hinterhältigkeit. Der Zar antwortet, die Rüstungen ließen sich jetzt nicht mehr rückgängig machen. Da lässt Deutschland an die russische Regierung um Mitternacht ein zwölfstündiges Ultimatum wegen der Rüstungen überreichen. Da trotz der großen Terminüberschreitung keine Antwort einlangt und man dem deutschen Botschafter sogar die telegraphische Verbindung mit Berlin verweigert, so übergab Graf Pourtalès um halb 8 Uhr abends die deutsche Kriegserklärung. Gleichzeitig stellte man dem russischen Gesandten Swerbejew in Berlin seine Pässe zu.

Durch Russlands Hass wird ein europäischer Krieg heraufbeschworen.

Somit war der große europäische Krieg durch Russlands Eintreten für die serbischen Mordbuben angezettelt. Es wurde selbst den blindesten Leuten mit einem Schlag klar, daß die russische Gefahr eine tödlichere Gefahr war, der wir nur gewappnet und gerüstet ins Auge blicken konnten. Jeder einsichtige Mensch hatte es aber kommen sehen, jeder, der nicht ganz vernagelt war, fühlte das von Russland uns drohende Unheil u. wußte auch, daß noch manch andere Kräfte in Europa mit Reid besonders auf Deutschland hinsahen, das sie in der geeigneten Stunde schwächen und demütigen wollten. Und laut genug war es in die Öffentlichkeit durchgesickert, daß wahrscheinlich schon das Jahr 1915 ein Ausholen unserer häss-

füllten Feinde gegen Deutschland sehen werde. Beweis dafür war auch das unverschämte und niederträchtige Verhalten Serbiens, seine Wühlereien gegen Österreich und die von ihm wohlvorbereitete vorsätzliche Ermordung unseres Thronfolgers Franz Ferdinand. Alle diese Beweise lagen offen zutage und da sollten wir vor den Mordbuben und ihren Schützern noch eine Verbeugung machen und warten, bis sie gerüstet seien, um uns in den Grund der Erde zu bohren? Das wäre heller Wahnsinn gewesen und darum mußten wir in diesem für uns aufgezwungenen Existenzkampf, in dieser Notwehr um unser Sein oder Nichtsein dem Gegner vorzukommen suchen. Alle Parteien ohne jeden Unterschied im Deutschen Reich, alle Nationen in Österreich sahen das ein und verlangten darnach. Und da war es der Deutsche Kaiser, der seine markige Soldatenfaust erhob und allen Feinden zum Trutz an Russland den Krieg erklärte, obwohl er wußte, daß nun aller Groß gegen uns losbrechen werde. Das zeigte sich noch am nämlichen Tage, als Frankreich die allgemeine Mobilisierung anordnete.

Am 2. August, Sonntag, begannen auch bereits die Feindseligkeiten. Die Russen überschritten an verschiedenen Orten die deutsche Grenze. In Ostpreußen zerstörten sie das Postamt Bilderweitschen u. beunruhigten Eydtkuhnen. Zwischen Luck und Schonnessburg zerstörten sie Bahn- und Drahtleitung, wurden aber zurückgeworfen.

Dagegen griff der kleine deutsche Kreuzer „Augsburg“ den russischen Kriegshafen Libau an, verjagte ein russisches Kriegsschiff, schoß die militärischen Gebäude in Brand und zerstörte die strategische Bahn nach Riga. Deutsche Truppen rückten längs der polnischen Grenze siegreich vor u. besetzten die Städte Kalisch, Czestochau und Bendzin.

Französische Flieger erscheinen ohne Kriegserklärung und unter Verletzung der belgischen Neutralität im Rheinland und selbst in Bayern, um deutsche Bahnen und Brücken zu zerstören.

Am 3. August schießt Österreich infolge serbischer Feuereröffnung die Belgrader Burg, Kalimardan u. die Munitionsmagazine in Triumber. Die Franzosen besetzen völkerrechtswidrig Markirch Meckeral, Maßmünster und Schluchtpaß im Oberelsaß.

Deutschland sieht Frankreichs drohende Haltung, erklärt ihm den Krieg und besetzt Luxemburg. Da selbst den Durchzug durch Belgien müssen sie sich durch schnelles Handeln erzwingen, weil jenseits schon die Franzosen auf die Benützung dieses Weges lauern.

Im Osten werfen sie einen aus Krottlingen kommenden russischen Vorstoß auf Memel zurück und erstürmen das Grenznest Ribart.

Im Deutschen Reichstag hält

Kaiser Wilhelm eine tieferste, die Not erweisende Rede und alle Parteien, ohne Ausnahme, bewilligen einmütig 5 Milliarden Kriegskredite. Wahrhaft ein einig Volk von Brüdern, das in den Stunden der höchsten Not keine Parteiungen kennt!

Angeblich wegen der belgischen Neutralitätsverletzung erklärt jetzt auch England an Deutschland den Krieg.

Im Mittelmeer befindliche deutsche Kriegsschiffe vollführen ein Bravourstück, indem sie blitzschnell in algerischen Häfen erscheinen und französische Truppentransportplätze in Triumber schießen. Dann verschwinden sie ebenso flink.

Am 5. August versperren die Türken den Bosporus und die Dardanellen.

Österreich erklärt Russland den Krieg. — Um 5 Uhr abends erklärt Montenegro den Krieg an Österreich. Nachts werden gegen Trebinje vorstehende Montenegriner unter Verlusten schneidig zurückgeworfen.

Am 6. August erklärt Serbien an Deutschland den Krieg.

Bei Schwidder zwischen Lautenburg und Soldau werden russische Kavalleriedivisionen unter Verlust einer ganzen Brigade zurückgeworfen.

Die Russen scheinen Polen zu räumen und selbst Warschau verlassen zu haben. Die Österreicher besetzen nördlich von Krakau die russischen Städte Wolbrom, Olitz und Nowo Brzesko und nehmen Fühlung mit der deutschen Armee. — In Nowo Sieleje an der Bukowinaer Grenze besetzen österreichische Gendarmen den Hügel Mohile gegen russische Übermacht. — Podwoloczyska von uns tapfer verteidigt. — Bei Belgrad führt Handstreich eines Flottillenoffiziers, der eine serbische Befestigung sprengte.

Am 7. August wird die deutsche Botschaft in Petersburg von den Barbaren zerstört.

Der deutsche armierte Handelsdampfer „Königin Luise“ legt Minen vor der Themse und wird dabei in Grund geschossen. Der englische Kreuzer „Ampheion“ stößt auf eine der Minen und fliegt in die Luft. 131 Mann tot.

Um 8 Uhr früh nehmen die durchziehenden deutschen Truppen mit fühlern Handstreich die Festung Lüttich in Belgien. 3000 Belgier wurden gefangen genommen.

Bei Schtchasnowa werden russische Truppen von den Österreichern zurückgeworfen. — Die Deutschen stellen überall die von den Russen zerstörten Brücken und Bahnen wieder her.

Am 8. August nehmen in nächtlichem Überfall 800 galizische Jungschiulen unter Führung des Hauptmannes Frank die Stadt Miechow. Die 1000 Mann starke Kosakenbesatzung hat 400 Mann Tote und Verwundete und muß Fersengeld geben. Unsere Jungen haben 140 Tote und Verwundete. Österreicher und Deutsche werden in Polen überall als Befreier begrüßt.

Missionswesen.

Zur Klärung einiger Missionsideen.
(Schluß.)

4. „Noch 900,000,000 Heiden.“ Was folgert der gewöhnliche Hausmannsverständ noch weiter aus dieser Gegenüberstellung?

Er folgert, daß diese Masse nur deshalb noch heidnisch ist, weil der Kirche die nötigen Kräfte und Mittel fehlen. Hätte sie dieselben, dann könnte und müßte sie diese ungezählten Millionen ohne weiteres in den Schaffstall Christi führen.

Mit anderen Worten, es wird die Vorstellung geweckt, als ob die Kirche die Aufgabe und die Macht hätte, die ganze heidnische Millionenwelt auf dem Wege der Missionierung zu retten.

Wäre das wirklich der Plan und Wille Gottes, dann hätte er die ganze Weltgeschichte ganz anders gestalten müssen. Dann durfte Christus und seine Kirche nicht erst vor 1900 Jahren kommen, dann durfte die Kirche nicht erst im 15. Jahrhundert Kenntnis von all diesen Völkern jenseits der Meere erhalten und den Weg zu ihnen finden, dann müßte auch heute Gott der Kirche Kräfte oder Möglichkeiten geben, die weit über das hinausgehen, was sie bei der Lage der Verhältnisse auch im günstigsten Falle zu leisten vermag.

Aber was wird denn aus allen den ungezählten Millionen Heiden und Moslemmin, die ohne Taufe und ohne den katholischen Glauben leben und sterben? Sind sie ohne weiteres als Beute der Hölle, als eine massa damnata anzusehen? Dieser furchtbare Schluß wird leicht aus jenen Zahlenvergleichen gezogen werden.

Aber darf man das? Gewiß, das ewige Schicksal dieser Millionen ist für uns in ein geheimnisvolles Dunkel gehüllt. Allein es ruht in der Hand eines allbarmherzigen Gottes und ist in ihr gut aufgehoben. Wäre die Rettung all dieser Seelen nur auf dem Wege der Evangelisierung möglich, dann würde der allgemeine Heils-wille Gottes in merkwürdigem Lichte erscheinen. Es geht also, so müssen wir folgern, neben der äußerlich sichtbaren seelenrettenden Tätigkeit der Kirche noch eine andere, unsichtbare Tätigkeit der göttlichen Gnadenführung, die weiter reicht als alles menschliche Wollen und Vermögen. Näher auf diese nicht eben leichte theologische Frage einzugehen, ist hier nicht der Ort. Nur eines:

5. Wenn die Parabel vom verlorenen Sohn in großen, ergreifenden Linien die Geschichte der Menschheit zeichnet und die arme Heidentwelt darin die Rolle des jüngeren Sohnes spielt, wie so manche Kirchenväter erklären, dann wissen wir, daß der Vater auch diesem verlorenen Kinde eine liebende Erinnerung wahrt, daß das Band der Liebe zwischen ihnen völlig zerrißnen ist. Unsere ganze Anschauung über die Heidentwelt, ihre Lage und Zukunft wird durch diese Deutung der Parabel in ganz neue Beleuchtung gerückt.

Wir meinen, daß es zur Weckung eines erleuchteten Missionseifers viel erschöpferlicher wäre, das Missionsbild möglichst in dem Lichte zu zeigen, in welches der feste Glaube an die Zukunft der Kirche und an die Weisheit eines allgütigen Gottes es stellt.

6. Gewiß, so manche besorgte Klagen aus Ost und West und Süd und Nord scheinen dieses Bild oft zu verdunkeln.

Aber man vergesse nicht — und es ist gut, wenn auch unsere Leser dies festhalten — das sind stets nur Kriegsrapporte von einzelnen Punkten der Schlachtroute.

Jeder weiß, daß der moderne Krieg sich anders gestaltet als ehedem. Da waren die Heere noch klein, und die Schlacht spielte sich auf einer engbegrenzten Walstatt ab. Es war leicht, das Ganze zu überblicken und zu sehen, nach welcher Seite der Sieg sich neigte.

Ganz anders ist es bei der modernen Kriegsführung. Da sind die Millionenheere auf die Länge ganzer Provinzen auseinandergezogen und rücken in gebrochenen Linien, in Teilheere aufgelöst, vor. Da kann es leicht geschehen, daß auch Abteilungen des siegreichen Heeres nicht vorwärts kommen, ja Schlappen erleiden und zurückgehen müssen. Natürlich würde der Führer einer solchen Abteilung, über den Stand der Schlacht befragt, recht trübe Auskunft geben. Allein der Obersfeldherr, der das Ganze überblickt, wird durch der gleichen Einzelvorkommnisse nicht beirrt; er weiß, daß tatsächlich seine Armee auf der ganzen Linie vordringt und die siegreiche Entscheidung nur eine Frage der Zeit sein wird. Genau so ist es mit unserer Missionsarmee. Wer von hoher Warte das Ganze überschaut, weiß, daß die Kirche Gottes auf der ganzen Linie siegreich vorwärtsrückt, daß sie von Jahr zu Jahr an Boden gewinnt und trotz aller Schwierigkeiten, Enttäuschungen, kleineren Niederslagen dem großen Siege der Zukunft entgegengeht.

Erziehungswesen.

Wie ist das Phantasieleben des Kindes in die rechte Bahn zu lenken?

Von Paul Rieckhoff, Hamburg.

Eine sehr bedeutende Rolle spielt im Leben eines jeden Kindes die Phantasie oder Einbildungskraft. Je aufgeweckter, lebhafter und fortgeschritten der Geist unserer kleinen Kleinen ist, um so üppiger wachsen auch die bunten Blumen einer fast allzuregen, kaum noch zu bändigenden Phantasie. Man erstaunt oftmals selbst darüber, welcher riesigen Gedankenarbeit unsere winzigen Sproßlinge fähig sind. Sie versuchen, jeder Sache auf den Grund zu kommen und wenn irgend möglich, an einem einzigen Tage sämtliche sich ihnen aufdrängenden Welträtsel zu lösen. Da ist denn des Fragens kein Ende, wobei freilich dann nur zu leicht unsere witzigerige Jugend vom Hundertsten ins Läufendste gelangt, sodß es selbst dem aufge-

klärten Erwachsenen eine völlige Unmöglichkeit ist, in der Weise Rede und Antwort zu stehen, wie es wohl die jüngste Generation wünscht. Zweifelsohne hat eine gesunde Phantasie ihre volle Berechtigung, kann daher für jedes Kind zum größten Segen werden. Denken wir nur an dessen ureigenste Domäne, auf welcher es unumschränkter Herrscher ist, an das fröhliche Spiel. Welche mannigfaltige Abwechslung und übergroße Bereicherung vermag doch eine aufs lebhafteste gestaltende Phantasie in das muntere Treiben einer vergnügten Kinderschar hineinzubauen! Wie mancher erfinderische Kopf steht doch zwischen dieser lustigen, jungen Welt! Wie oft vermag ein einzelnes, besonders phantasievoll veranlagtes Kind alle anderen Mitspieler in einen geheimnisvollen, unsichtbaren Raum hineinzuziehen! Mächtig erwacht so unmerklich in allen Spielfameraden das beseligende Gefühl innerster Zusammengehörigkeit. Willig ordnet sich eines dem anderen unter, unablässig ist jeder einzelne um des Gelügens des Ganzen willen bereit, sich allen Anordnungen des Spielleiters ohne jede Widerrede sofort zu fügen. So wird im muntern Spiel Folgsamkeit, Gehorsam und treue Kameradschaftlichkeit großgezogen. Wie wundervoll, ohne den leisen Miston getrübt, verläuft oft so ein schöner Spielnachmittag. Man vergißt unter den immer wechselnden Eindrücken leider nur zu oft Raum und Zeit und wähnt sich in eine herrliche Märchenwelt hineinversetzt. Kein schädlicher, unreiner Gedanke vermag in einer derartigen harmonischen Kindergesellschaft Wurzel zu fassen. Alle sind ein Herz und eine Seele; alle leben sie in einer uns Erwachsenen, die wir bereits etwas nüchtern denken gelernt haben, gänzlich unbekannten wunderlieblichen Sphären, so daß es den Kleinen oft bitter schwer wird, sich endlich am späten Abend zu trennen.

Aber nicht nur beim frisch-fröhlichen Spiel, sondern auch bei jeder ernsteren Tätigkeit ist die Phantasie, diese herrliche Wundergabe unseres allweisen Schöpfers, als allzeit willige Gehilfin stets bereit, uns die Bewältigung aller unserer Aufgaben nicht unwesentlich zu erleichtern. Ohne die dauernde Mitwirkung dieser wirklich unentbehrlichen Hilfskraft ist es überhaupt völlig unmöglich, irgend etwas Neues, Grundlegendes — auf welchem Gebiete es auch immer sein möge — zu schaffen. Unsere bedeutendsten Künstler wissen diese Tatsache wohl am besten zu würdigen. Frägt man sie, welches denn eigentlich die Ursache ihrer vielfach so glänzenden Erfolge sei, so werden sie, falls sie aufrichtig sind, nicht umhin kommen, neben Fleiß, Ausdauer und Beharrlichkeit auch ihre überaus lebhafte, schnell arbeitende Phantasie als diejenige Kraftquelle hinzustellen, welcher sie so unendlich viel verdanken. Wie gewaltig vermag doch ein phantasiebegabter Lehrer seine Schüler zu fesseln! Da verwandelt sich unter den Au-

gen der gespannt laufenden Kinder die sonst so stumme Landkarte in eine farbenprächtige Landschaft, mit melodisch wogen den Getreidefeldern, grünen, blumenübersäten Auen, himmelanstrebenden Gebirgen, stillen romantischen Tälern, unergründlich tiefen Seen, lieblichen, verträumt dreinschauenden Dörfern, rauschenden Wäldern, leise murmelnden Bächen, industriereichen Städten usw. In der Geschichtsstunde durchleben wir selber noch einmal die Kämpfe der alten Griechen, Römer, oder die unserer lieben deutschen Nation. So ist es die Aufgabe der Phantasie, aufs lebhafteste unser Interesse zu erregen, uns alle Bilder der Sinnenwelt in schärfster Klarheit vor Augen zu führen, sowie auch den nüchternen, kalt berechnenden Verstand durch das Gemüth in der rechten Weise zu ergänzen.

(Fortsetzung folgt.)

Gesundheitspflege.

Hirtentaschel (*Capsella bursa pastoris*), auch kurzweg Täschelfraut genannt, ist an den eingetümlichen kleinen Früchten, die einer Hirtentasche nicht unähnlich sind, leicht zu erkennen. Der Absud des frischen oder gedörrten Krautes — das frische soll bedeutend wirksamer sein — wird insbesondere gegen stark fiebrhafte Zustände, „Leberanschöpfung“, dann aber auch als harntreibendes Mittel gegen Blutbrechen, Unterleibsschmerzen, zu starker Monatsperiode gerühmt. Blutende Wunden mit dem darauffolgenden Überlegen eines in solchen Absud getauchten Leinenstückes, sollen auf diese Weise bald heilen.

Hollunder (*Sambucus nigra*), ist ein Strauch, der früher angelegentlich in der Nähe von menschlichen Wohnungen gepflanzt wurde und der sich seit langer, langer Zeit, ohne besondere Anpflanzung und Pflege, von selbst bis zum heutigen Tage fortgebracht hat. Zu Heilzwecken finden insbesondere die Blüten und Früchte (Beeren), aber auch die Wurzel, die Blätter und die Rinde Verwendung. Offiziell (in den Apotheken vorrätig) sind nur die Blüten.

Durch Pfarrer Kneipp ist sehr angelegentlich auf die außerordentlich gute Heilwirkung des Hollundermuses — der mit Zucker eingekochten Beeren — zur Blutreinigung, zur Stärkung, Kräftigung und Reinigung des Magens und des ganzen Verdauungsapparates, ferner zur Harnabsondierung, als schweißtreibendes Mittel und gegen Durchfall allgemein bekannt geworden.

Man kann entweder den aus den Beeren ausgepreschten Saft oder die ganzen reifen Beeren selbst einkochen und — gut zudecken — für den Bedarfssfall aufheben. Den eingekochten Beeren bezw. dem eingekochten Saft derselben wird eine die Milchabsondierung stillender Frauen fördernde Wirkung zugeschrieben.

In alten Kräuterbüchern wird behauptet, daß der Absud der Wurzel ein ganz

vorzügliches Mittel gegen Wassersucht sei. In einem anderen alten Buche finden wir ein Rezept zur Bereitung eines Hollunderweines. Man gibt in ein Fäßchen den 10. Teil zerquetschte Hollunderbeeren und füllt darüber Weinmost, den man gären läßt. Dieser Wein soll gegen Wassersucht eine ganz besonders gute Wirkung haben, kurzen Atem beseitigen, die Nieren reinigen und den ganzen Körper von Krankheitsstoffen bezw. zersetzten Stoffwechselprodukten befreien.

Für Haus und Küche.

Räuberknödel. Wasche 12 rohe Kartoffeln, schäle sie und reibe sie in eine Schüssel, in welcher sich viel Wasser befindet, welches öfters gewechselt wird, bis die Kartoffeln schön weiß sind. Dann schäle 7 Kartoffeln, teile diese in je 4 Teile, welche in Salzwasser ganz weich gekocht werden, dann durch ein Sieb getrieben und fein verrührt, mit siedendem Wasser verdünnt, bis diese Masse einer Schleimmasse ähnlich ist. Mit diesem Püree brüht man nun kochend heiß die geriebenen, in einem Tuch so fest wie möglich ausgepreßten Kartoffeln an und tut von zirka 3 Semmeln die gerösteten Würfel dazu. Nun werden Knödel geformt und diese eine Stunde in kochendes Salzwasser gelegt. Vor dem Servieren übergießt man sie mit heißer Butter.

Klops. $\frac{1}{4}$ Kilo Rindfleisch und $\frac{1}{4}$ Kilo Schweinfleisch schneidet man in dünne Scheiben, schabt das Fleisch mit einem scharfen Blechlöffel aus Sehnen und Fasern und haut es fein. Ein großes Stück Butter treibt man flauzig mit 1 Dotter ab, mischt den Schnee von 1 Klar und das Fleisch dazu, sowie etwas Zitronenschale, 2 gebratene, passierte Kartoffeln, Pfeffer und ein wenig Neugewürz, sowie eine halbe geweichte und gut ausgedrückte Semmel. Man formt davon kleine Knoedeln von der Größe eines kleinen Apfels, drückt diese etwas flach und kerbt sie gitterartig mit dem Rücken eines Messers ein. Dann brät man sie in einer breiten Pfanne mit Butter, fein gehackter Petersilie, Schnittlauch oder Schalotten ab, fügt noch den Saft von einer halben Limonie, ein wenig Wein und eine feingewiegte Sardelle dazu, deckt sie zu und läßt sie noch einige Minuten dünsten. Man gibt gebratene Kartoffeln dazu.

Für den Landwirt.

Goldene Merkregeln für die Herbstbestellung!

1. Wie die Saat, so die Ernte! Das Saatkorn muß die Keimpflanze mit der ersten Nahrung versorgen. Je kräftiger und voller das Saatkorn, desto stärker der Keimling, desto kräftiger Wurzel und Samen.

2. Kräftige Keimlinge und kräftige Pflanzen leisten allen tierischen u. pflanzlichen Schädlingen besseren Widerstand.

Säe also nur schwere, große und vollkommen ausgebildete Körner aus!

3. Scheue nicht die Mühe, das Saatgut durch den Trieren gehen zu lassen. Es sollen durch den Trierer nicht nur die Unkrautspuren ausgeschieden werden, der Trierer soll auch minderwertige, kleine u. zerschlagene Körner ausscheiden, so daß es als Saatgut nur schwere, gut sortierte Körner gibt!

4. Wer Unkraut sät, wird Unkraut ernnten! Das Unkraut aller Art nimmt den Getreidepflanzen Licht, Luft und Raum weg; das Unkraut saugt aber auch den Acker aus, dessen Nahrungsstoffe nur für die Getreidepflanzen da sein sollen!

5. Wechsle mit dem Saatgut! Scheue nicht die Auslage, statt des ausgebauten Kornes dir aus anderen Gegenden solches zu besorgen. Felder mit kurzem, dünnem Stroh und kleinen schartigen Ähren brauchen Samenwechsel. Dann wird sich auch die Lagerung nicht so leicht einstellen.

6. Säe nicht zu dicht, denke daran, daß jede Ähre ihren gehörigen Raum, dann Licht und Luft zu ihrer guten Entwicklung braucht. Verwende möglichst die Sämaschine, sie erspart dir viel an Saatgut, indem jedes Körnlein seinen gehörigen Platz erhält!

7. Ackere deinen Boden gut und richte ihn ackermäßig her. Dann wirst du leichtes Arbeiten mit der Sämaschine haben!

8. Denke auch an eine richtige Düngung. Stallmistdüngung allein reicht aber in den seltensten Fällen hin. Stallmist wirkt in erster Linie auf reichliche Strohbildung. Um auch auf eine reichliche und volle Körnerentwicklung hinzuwirken, möge zur Stallmistdüngung noch ein Phosphorsäuredünger, z. B. 250 bis 300 Kilo Thomasmehl gestreut werden. Das Streuen kann auch sofort nach dem Umlerpflügen des Stallmistes erfolgen.

Gemeinnütziges.

Spitzwegerichsaft zu bereiten. Ein wirklich vorzügliches Mittel für Brustleidende, Hustende und hauptsächlich für kleine Kinder, die schwer Arznei nehmen, ist der Spitzwegerichsaft, den wir nicht nur in den Apotheken kaufen, sondern auch selbst bereiten können. Dazu pflückt man eine ziemliche Menge Spitzwegerich, der auf jeder Wiese wächst und allgemein bekannt ist. Man wäscht ihn rasch, trocknet denselben auf einem Tuche ab und wiege ihn mittels eines Wiegemessers ganz fein. Dann wird der Saft durch ein Tuch gepresst, nimmt einen halben Liter Saft, ebensoviel guten Honig und kocht das Ganze nun knapp eine halbe Stunde. Noch warm füllt man den Extrakt in Gläser. Der Kranke erhält täglich einige Eßlöffel voll davon. — Dieser Saft hält sich ein ganzes Jahr.

Lackierte Gegenstände zu reinigen. Man gibt ein wenig Mehl unter Baumöl und reibt die lackierten Gegenstände damit vermittelst eines wollenen Läppchens ab.

Waschschwämme zu reinigen. Man löst etwas Soda oder Pottasche in Wasser auf und wäscht den Schwamm darin aus. — Auch mit Wasser, in welchem sich etwas Zitronensaft befindet, kann man Waschschwämme reinigen. — Buttermilch ist ebenfalls ein vortreffliches Mittel zum Reinigen der Schwämme. Man legt den Schwamm einige Stunden lang in Buttermilch, drückt ihn aus und reinigt ihn in kaltem Wasser.

Buntes Allerlei.

Schnell umgestimmt.

Herr Gütlich saß beim Abendbrot. „Das Gulasch kann kein Mensch essen, so verpeffert ist es, da bist du wohl auch nicht beim Kochen gewesen?“ — Frau Gütlich: „Nun, desto besser schmeckt das Bier nachher. . . willst du nicht heute wieder in deine Stammkneipe gehen?“ — Herr Gütlich besänftigt: „Wenn du erlaubst, recht gern. . . das Gulasch schmeckt übrigens vorzüglich.“

Schief gegangen.

Die Familie Lehmitreter hatte den Besuch einer sehr lästigen Tante bekommen. Um sie loszuwerden, verabredeten Frau und Mann, einen Streit vom Baum zu brechen. Wenn die Tante nun für jemanden Partei ergreife, sollte sie vom andern Teil „hinausexpediert“ werden. — Gesagt, getan. Der Mann begehrte zu Mittag auf: „Die Suppe ist schon wieder angebrannt!“ Die Frau bestritt das, wie verabredet. Das Wortgefecht wurde hitzig und die Tante wird endlich zum Schiedsrichter ausgerufen. „O,“ meinte diese ganz gemütlich, „warum soll ich mich denn in eure Familienangelegenheiten mischen die paar Wochen, die ich noch bei euch bleibe.“

Die Verrückten.

Der berühmte Irrenarzt Dr. Brauarde in Paris besuchte eines Tages auf Einladung des Direktors eine Privat-Irrenanstalt. Nach der Besichtigung fragte der Direktor: „Nun, Herr Professor, wie gefällt Ihnen die Anstalt?“ — „Sehr gut. Ich habe da mehrere interessante Fälle kennen gelernt. Da war zum Beispiel ein kleiner Herr im Garten, im grauen Anzug und großen Strohhut, der hat die verrücktesten Fragen gestellt. Ein kompletter Narr. Wer ist denn das?“ — „Das ist der Schriftsteller Paul Bourget, der hier Studien für einen neuen Roman macht und natürlich geistig vollkommen gesund ist.“ — Eine Viertelstunde später kam Bourget zu dem Direktor. — „Ich bin überglücklich, Direktorch. Ich habe heute einen Narren kennen gelernt. . . den nehme ich zum Helden meines Romans. Ein hagerer Herr in Gehrock und Zylinder. . .“ — „Das ist Professor Brauarde, der berühmte Irrenarzt.“

Geographische Erklärung.

Der kleine Georg kam aus der Schule und richtete an den Vater die Frage: „Vater, warum heißt denn in der Geographie

europeisches Festland?“ — Der Vater wußte darauf folgende Antwort: „Dummer Bub, liest du denn nicht alleweil in der Zeitung: Schützenfest, Turnerfest, Feuerwehrfest, Sängertag, Nationalfest. Darum heißt halt Europa ein Festland.“

Die kalte Schwester.

Ein Berliner Lehrer sandte einen Schüler, der ihm erzählt hatte, daß seine Schwester an den Masern erkrankt sei, mit der Weisung nach Hause, nicht eher wieder zur Schule zu kommen, bis seine Schwester gesund sei. Als der Kleine seelenvergnügt davongesprungen war, hob einer seiner Mitschüler die Hand. „Nun, was gibts, Schulze?“ fragte der Lehrer. — „Müllers Schwester, die die Masern hat, wohnt in Posen, Herr Lehrer!“

Nichts Neues unter der Sonne.

In einem Café trafen sich zwei Freunde und bald kam das Gespräch auf den Gedankenleser Cumberland. „Hast du schon den Gedankenleser gesehen?“ fragte der eine. — „Nein, aber mich dünkt, seine Kunst ist nicht gar so merkwürdig,“ erwiderte der andere. „Wie so?“ — „Ja sieh, mein Schneider versteht sich auch auf diese Kunst. Ich fragte ihn gestern, ob er mir einen neuen Rock machen wolle. Er antwortete mir sofort „Nein.“ Weshalb, fragte ich. „Sie bezahlen ihn doch nicht,“ gab er mir zur Antwort. Kann also mein Schneider nicht ebenso Gedanken lesen wie Cumberland?“

Sie schreibt.

Sie schreibt — obs regnet oder schneit, Sie schreibt — ob auch ihr Kindlein schreit, Sie schreibt — ob laut der Gatte ruft, Sie schreibt — ob noch so schwül die Luft, Sie schreibt — obs an der Türe pocht, Sie schreibt — ob zischend die Suppe kocht, Sie schreibt und schreibt in einem fort, Sie schreibt des Tags so manches Wort. Was schreibt sie nur? — Ich weiß genau, Sie schreibt ein Buch: „Die Pflicht der Frau“.

Hofgeschichten.

In die Residenz eines Herzogtums kam eine fremde Sängerin, um dort Verwandte zu besuchen. Der Regent hörte davon und er beeilte sich, der Sängerin durch den Hofmarschall wegen eines bevorstehenden Hofkonzertes einen Wink geben zu lassen, daß ihre Mitwirkung gern gesehen würde. Die Sängerin ließ sich bereit finden und sagte zu und sprach gleichzeitig aus, daß sie kein Honorar dafür beanspruche. Das Konzert fand statt, auch der Bürgermeister der Residenz, der gerade sein 30jähriges Amtsjubiläum feierte, war dazu befohlen worden. Die Sängerin hatte sehr gut gefallen und war in Gnaden entlassen worden. Am nächsten Tage war sie durch das Erscheinen eines Hofbediensteten überrascht, der ein Päckchen gegen Quittung abzugeben hatte. Die Sängerin öffnete mit ungeduldiger Neugier das Päckchen und fand zu ihrer nicht zu beschreibenden Überraschung eine goldene Schnupftabakdose. — Nicht minder erstaunt soll der würdige Bürgermeister der Residenz gewe-

sen sein, der ebenfalls ein Päckchen erhalten hatte, das ein mit Rauten besetztes Armband enthielt. Es erlaubte sich aber keines der Opfer der Verwechslung, sich gegen das unpassende Geschenk aufzulehnen.

Höchst merkwürdig.

Ein angeschwollener Gebirgsbach hatte eine Brücke weggerissen. In der darauf folgenden Dürre trocknete der Gebirgsbach aus. Ein reisender Engländer kam mit seinem Führer an die Stelle; da sagte der Engländer: „Die Brücke ist weggerissen?“ — „Ja, Mylord!“ entgegnete der Führer. — Engländer: „Der Bach ist ausgetrocknet?“ — Führer: „Ja, Mylord!“ — Engländer: „Das muß ich mir gleich notieren. Im Kanton Glarus hat ein ausgetrockneter Bach eine Brücke weggerissen.“

Gerechtfertigt.

Madame (ironisch): „Den Schinkenknochen hat natürlich die Käze gestohlen . . . na, die kann sich ja nicht verteidigen . . . aber, wer weiß, Ihr Bräutigam war auch gestern hier . . .“ — Köchin (gekränkt): „O, Madame, Sie werden doch nicht den . . .“ — (Nach einigen Tagen). Madame: „Was ist denn, warum rufen Sie mich, Anna?“ — Köchin: „Die Käze verspeist eben den Kanarienvogel, Madame. Kommen Sie bitte, und überzeugen Sie sich, sonst heißts nachher wieder, mein Bräutigam seis gewesen!“

Gehilfer Unfriede und Versöhnung.

Als Er nach einem dreitägigen Brummen mit seiner Frau einsah, daß sie ihn nicht zuerst ansprechen würde, das gegenseitige Schweigen ihm aber doch unerträglich schien, folgte er seiner Frau zu Bett, warf aber mit einem Fußstoß die Decke weit ins Zimmer. — „Nun, was soll das heißen?“ fuhr die Frau heraus. „Nichts, als daß ich nur das erste Wort von dir haben wollte; so, nun bist du wieder mein braves Weib, und wenn ich dir zuviel getan, so sei mir nicht böse!“ Und damit war die Versöhnung nach dreitägigen Unfrieden wieder hergestellt.

Ein Neujahrsscherz.

Ein Mann zeigte am ersten Januar in der Zeitung an, daß er morgen abend 7 Uhr dem Publikum einen Menschen zeigen würde, der so viel Augen habe als Tage im Jahre seien. Das Theater war gedrängt voll, der Vorhang ward aufgezogen und der Ankündiger jener Anzeige trat vor und sagte: „Meine Herrschaften, Sie sehen in mir den Menschen mit so viel Augen als Tage im Jahre sind, denn wir haben heute den zweiten Tag im Jahre.“ Er verbeugte sich und verließ das genarrte Publikum.

Die zweite Geige.

Herr und Frau Snaggs machten bei einer bekannten Familie Besuch; während sich die Damen über Mode und Haushalt unterhielten, beschäftigte sich Herr Snaggs mit dem Söhnchen des Hauses, da der Hausherr in dringender Angelegenheit ausgegangen war. — „Wo haben Sie denn Ihre Geige?“ fragte plötzlich der junge Herr Snaggs. — „Meine Geige! Was

meinst du damit?" — „Mein Papa sagt doch immer, daß Sie zu Hause die zweite Geige spielen, und ich dachte, Sie hätten sie vielleicht mitgebracht.“

„Ach so!“

Ein Gutsbesitzer fuhr mit der Eisenbahn nach Hause. Am Stationsplatz erwartete ihn sein Kutscher Ferenz mit dem Wagen. Unterwegs entwickelte sich folgendes Gespräch: „Alles in Ordnung zu Hause?“ — „Alles in Ordnung, Gnaden, Herr Baron!“ — (Nach einer Weile): Ferenz: „Baro ist frepiert.“ — Guts-
herr: „Baro, mein Lieblingshund? Warum ist frepiert?“ — „Weil zu viel bratenes Pferdefleisch gefressen hat.“ — Baron: Wie kommt Hund zu bratenes Pferdefleisch?“ — Ferenz: „Weil acht Pferde verbrannt.“ — Baron: „Acht Pferde verbrannt? Wie ist das geschehen?“

Ferenz: „Weil Schloß ist abgebrannt?“ — Baron: „Wie ist das Unglück geschehen?“ — Ferenz: „Weil bei Aufbahrung von Schwiegermutter brennende Kerzen umgefallen sind.“ — Baron: „Himmel, ist denn Schwiegermutter gestorben?“ — Ferenz: „Hat Schlag getroffen, weil gnädige Frau Gemahlin mit Husarenrittmeister durchgegangen ist.“

Eine Kaiser-Anekdote.

Der Deutsche Kaiser Wilhelm hat die Angewohnheit, wenn er ärgerlich ist, sein linkes Ohrloppchen zu zupfen. Als er vor Jahren zu Besuch in England weilte, erhielt er ein Telegramm, das ihm Ärger verursachte, und er zupfte sich am Ohr. — „Onkel Bill“ — fragte der zufällig anwesende Fürst von Wales — „weshalb zupfst du dich am Ohr?“ — „Weil ich mich ärgere.“ — „So... und was tust du, wenn du sehr böse bist?“ — „Dann zupfe ich jemand anders am Ohr!“

Das Lied vom braven Mann.

„Na, Kinder, — sagte der Lehrer — habt Ihr schon einmal von dem „Lied vom braven Mann“ gehört?“ — „Ja — rief der kleine Peter — ich habe schon davon gehört.“ — „So? Nun, wie beginnt es denn?“ — „Wer niemals einen Rausch gehabt, der ist kein braver Mann...“

Ähren und Menschen.

Seht ihr, daß stets die leeren,
Vom Korn entblösten Ähren,
Mit steifem Stolz ihr Haupt erhöhn!
Endes die vollen — schweren,
Mit Korn gefüllten Ähren,
Gebeugt, gleichwie in Demut steh'n.
O, wenn sie Menschen wären,
Gewiß, man wird es auch so seh'n.

Treffende Antwort.

Als Professor Friedrich Taubmann, der gelehrt und lustige Till-Eulenspiegel der Universität zu Wittenberg, einst einen Hofmann bei der Hand fasste, sagte dieser zu ihm, auf seine geringe, bäuerliche Herkunft anspielend: „Sie haben gar grobe Hände, die sich zum Dreschen schicken würden.“ — „Ja, ja,“ erwiderte der schlagfertige Taubmann mit der freundlichsten Miene: „Ich habe den Flegel schon in der Hand.“

Das Gebet der Mutter.

In Mühldorf in Kärnten lebte der Pfarrer Karl Oppelt, der unlängst starb. Er hatte als Student in Klagenfurt seine Studien mit gutem Erfolg beendet. Sein Vater wollte ihm eine Freude machen und machte ihm ein neues Jagdgewehr zum Geschenke. Nun wollte der Jüngling selbstverständlich das Geschenk auf seine Brauchbarkeit prüfen. Weil sein Vater aber zu dieser Zeit nicht zu Hause war, verbot die Mutter die Prüfung des Gewehres, worüber der angehende Hochschüler sich aber beleidigt fühlte. Als der Sohn sein Vorhaben, das Gewehr zu prüfen, nicht aufgehen wollte, betete die fromme Mutter beim Abendgebet, daß sie als Muster einer christlichen Hausfrau mit ihren Untergebenen laut verrichtete, noch ein Vater unserer für ein ungehorsames Kind! Das war für den gut veranlagten Karl zu viel, er ging nach Beendigung des Gebetes in sein Zimmer, nahm aus der Schublade sein liebes Gewehr und brachte es der Mutter mit der Bitte, sie möge ihm den Ungehorsam verzeihen und als Unterpfand hiefür das Gewehr in ihrem Zimmer verwahren bis zur Rückkehr des Vaters. Das war der einzige Auftritt, den er mit seiner Mutter hatte, er war in allem ein braver und folgsamer Sohn. Als er diese Episode aus seiner Jugend erzählte, meinte er, das mag vielleicht ein Grund gewesen sein, daß ich so alt geworden bin, weil ich meine Eltern sonst nie beleidigt habe. Der Pfarrer war 87 Jahre alt geworden. Der Segen des 4. Gebotes! Ehre Vater und Mutter, auf daß du lange lebst und es dir wohlergehe auf Erden!

Durch einen Blitzstrahl. Während eines starken Gewitters, das sich über dem Niederrhein entlud, schlug der Blitz auf der Gewerkschaft „Deutscher Kaiser“ in Hamm-Brukhausen in eine elektrische Zentrale und zerstörte Transformatoren und Schaltanlagen. Etwa 7000 bis 8000 Kilogramm Öl explodierten und gerieten in Brand, der in wenigen Augenblicken die ganze Anlage erfaßte. Die glühend gewordenen Dachträger verbogen sich und drückten das Mauerwerk auseinander. Die Maschinenhalle ging in Flammen auf. Viele Maschinen und Kabelleitungen wurden zerstört. Die Arbeiter konnten sich sämtlich retten. Im Augenblick der Stromunterbrechung war ein großer, 1100 Tonnen fassender Roheisenmischer gekippt worden und konnte nicht wieder aufgerichtet werden. Das geschmolzene Metall, etwa 30.000 Kilogramm Roheisen, floß auf die Erde. Der angerichtete Schaden ist sehr groß.

Vom Ballon zum Tode geführt. Unlängst mußte in Udine ein Militärballon auf dem Militärrümpfplatz eine Notlandung vornehmen. Er wurde von 10 Kavalleriesoldaten festgehalten. Plötzlich wurde der Ballon von einem Windstoß er-

faßt und in die Höhe getrieben. Neun Soldaten ließen den Ballon los, während der zehnte Soldat, Vittorio Callegaro aus Padua, vom Ballon in die Höhe entführt wurde. Aus einer Höhe von 150 Metern fiel der Soldat zu Boden und blieb tot liegen. Der Ballon konnte später unverfehrt geborgen werden.

Rätsel.

Kettenrätsel.

Von D. Hauser.

Es sollen 15 Worte gebildet werden, so daß die Endsilbe des vorhergehenden Wortes zugleich die Anfangssilbe des nachfolgenden bildet. Die Worte bedeuten: Vorratsraum, Vogel, Wissenschaft, Pflanze, Gewächs, Hausgerät, Landm. Gerät, Gericht, Schlange, Zeitpunkt, Liebe, Menschenrasse, Handwerker, Weibl. Name, Schiffszugehör.

Magisches Quadrat.

Von D. Hauser.

a a d e e	Strom in Deutschland
e e e e m	Muse
m m o o o	Wüstenwind
r r r s s	Übung
t t u u w	Tragischer Held.

Ergänzungsrätsel.

burg sel, gei, lei, mon, pa, sche, schul, wald, wand.

Es sollen fünf dreisilbige Wörter gesucht werden, von denen die Anfangs- und Endsilben oben angegeben sind. Hat man die richtigen Wörter gefunden, dann sind dieselben so zu ordnen, daß ihre Mittelsilben einen Staat in Südamerika bezeichnen.

Auflösungen der Rätsel aus Nr. 15:

Ergänzungsrätsel:
Mutter Korn Blume
Mittel Ohr Muschel
Fuchs Pelz Werk
Gold Erz Herzog
Weih Nacht Schatten
Grannen Haar Bürste
Feier Abend Mahl
Blatt Grün Donnerstag
Glatt Eis Meer
Wal Muschel Schale
Kopenhagen.

Logograph: Dünen, Fünen, Hünen.

Palindrom: Suez, Zeus.

Richtige Lösungen aus Nr. 15 sandten ein:

Anna Allmeier, Villach; Berta, Emma, Mizzi u. Ella Schäffer, Deutschhause; Ernst Schweidler, Abiturient, Braunau; Marie Eberhardt, Lehrerin, Teplitz;

Richtige Lösungen aus Nr. 14 sandten noch ein:

Ludwig Pirker, Straßburg; Josef Unterzacher, Student, Tengern.

! Verkehrt !

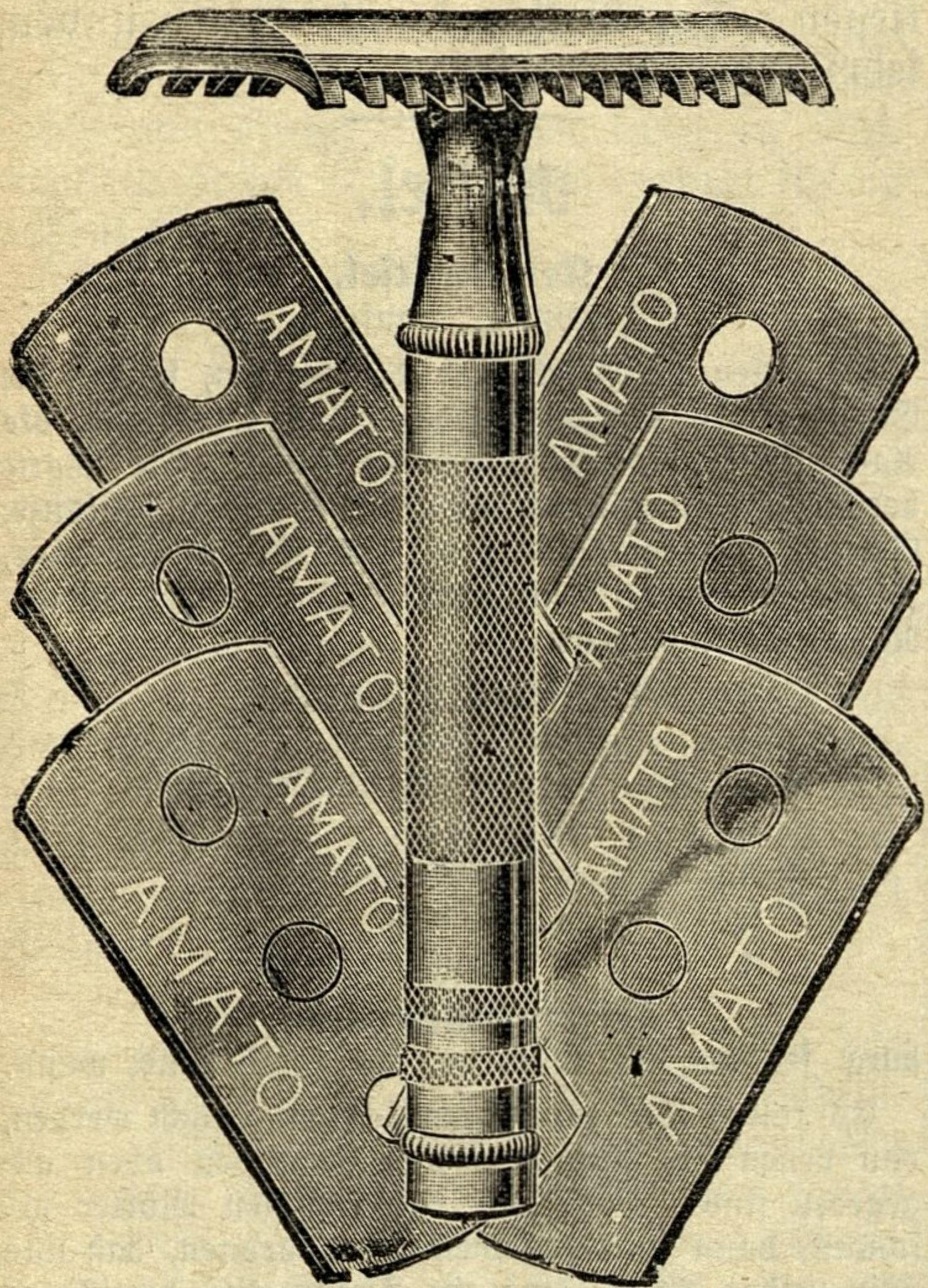
handelt jeder, wenn er

Kleiderstoffe, Blusen,
Wäsche, Leinenwaren,

nicht in Filippstorf bei
Edmund Wenzel

nächst der Kirche kaufst.
Billige Preise. Solide Bedienung.

Probiere rasieren, ohne studieren, nur
zwei Minuten und der Bart ist ab!



Sicherheits-Rasierapparat

„AMATO“

mit **6 zweischneidigen Stahlklingen** (12 Schneiden), glashart und dünn, haarscharf, tadellos schneidend, passend für schwachen und starken Bart.

Bequemer, praktischer und billiger Apparat, steht den teureren Apparaten an Schneidefähigkeit nicht nach und macht sich in kurzer Zeit bezahlt.

• Auch ganz Ungeübte •

können sich ohne Vorübung schnell und gefahrlos rasieren, da durch die Schutzvorrichtung jede Verletzung ausgeschlossen ist.

Nr. 189. Mit ausführlicher Gebrauchsanweisung.

Preis kompl. nur K 2.65 frk.

■ Ersatz-Klingen dazu per Stück 30 Heller. ■

Schärfen abgenutzter Klingen per Stück 12 Heller. Große Auswahl von Rasiermessern und Rasierapparaten in jeder Preislage; alle Rasierutensilien wie Näpfe, Pinsel, Streichriemen, Seifen, Abziehsteine etc. (Über 100 verschiedene Sorten.)

Versand

unter Nachnahme od. gegen Vorauszahlung des Betrages.

■ Garantieschein: Nichtgefallende Waren tauschen wir bereitwilligst um oder zahlen den Betrag zurück.

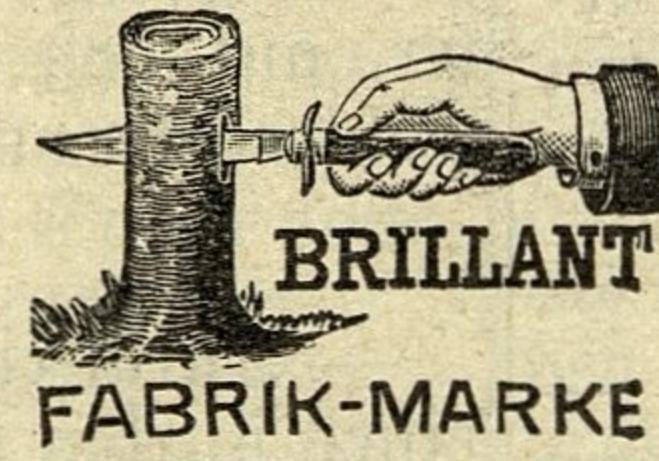
Gebrüder RAUH Gräfrath 610
bei Solingen, Rheinpreussen.

Stahlwarenfabrik u. Versandhaus I. Ranges. : Versand direkt an Private.

Wir bieten Ihnen besondere Vorteile, verlangen Sie bitte daher umsonst u. portofrei unseren großen illustrierten Pracht-Katalog welcher zirka 10.000 Gegenstände aller Warenklassen in großer Auswahl enthält.

■ Hunderttausende Kunden. ■ — Viele tausende Anerkennungen über Güte und Qualität unserer Waren.

Bei jedem Auftrag Extra-Vergünstigung. (Rabattschein.)



Flehtenfrante

warum lange leiden?
wenn Ihnen doch durch Apoth. Stander's

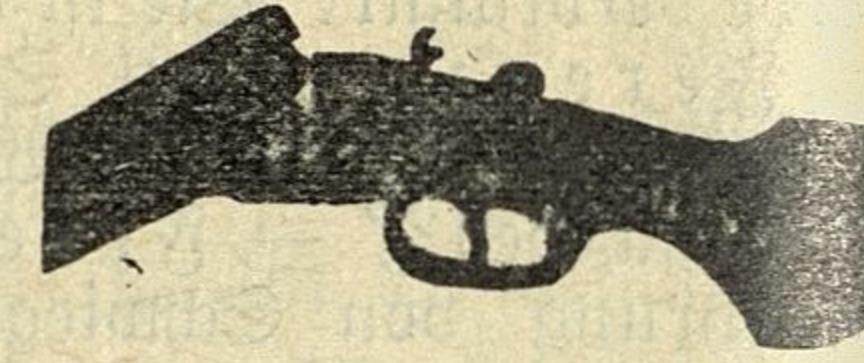
Euzema - Balsam

sofort Hilfe gebracht wird! Flechtenleiden aller Art, Hantauschläge, Hämorrhoidalauschläge selbst in veralteten Fällen verschwinden überraschend. Zahlreiche Dankesbriefe von Geheilten.

In Oesterreich-Ungarn mit den besten Erfolgen eingeführt.

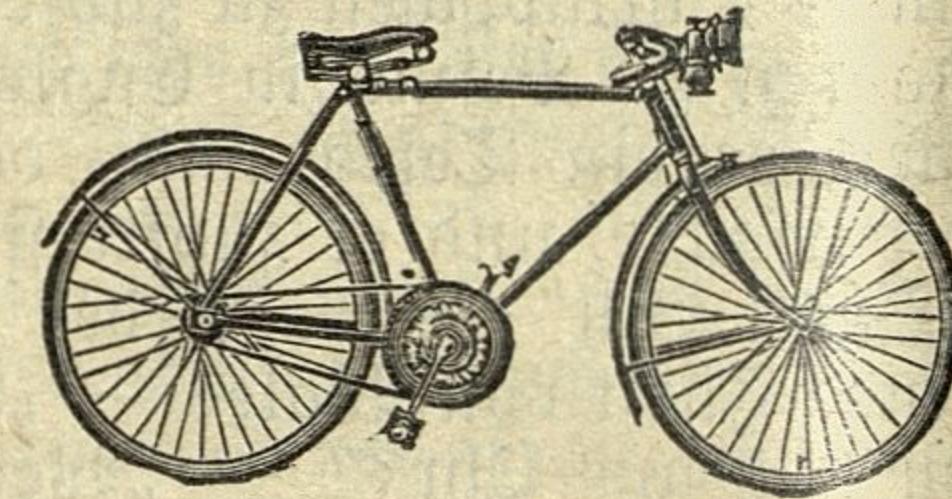
Probodose 3 Kronen.

Allein nur durch die Roth'sche Apotheke, Kaufbeuren D 9, (bayer. Allgäu).



Jagdgewehre

in allen Ausführungen. Globert- und Luftpfeilgewehre, Revolver, Pistolen, Jagdgeräte, Wildläder, kurz alles, was ins Fach schlägt, billig und gut bei der streng reellen Gewehrfabrik Ant. Antonitsch, Zerlach Nr. 89, Kärnten Preislisten unionist und frei.



Janus-Räder

(3jährige Garantie) sind in Bezug auf Qualität und Billigkeit unerreicht! Nähmaschinen, Zubehör, Pneumatik u. zu Oktionspreisen. Prachtatalog VII gratis und franko. Max Skutezky, Wien I. Stubenring Nr. 6.

Echte Rumburger Leimwand

sowie empfehlenswerte Qualitäten in Baumwolleinwand in allen Breiten, Befir, Flanell, Barchent, ferner Bettbezüge in weiß und bunt, Tülets, Kaffee- und Speisegedecke, Taschentücher, Handtücher, Wischtücher, fertige Herren- und Damenwäsche u. s. w. beziehen Sie sehr vorteilhaft durch Versandhaus

Paul Hentschel, Schluckenau Nr. 291 (Böhmen).

Muster und Auswahlsendungen bereitwilligst, doch ist deren Rücksendung Bedingung.

Ingenieur-Akademie Wismar I. Orts
1. Maschinen- u. Elektro-Ingenieure, Bau-Ingenieure, Architekten, Spezialkurse f. Eisenbahn, Kultur- u. Koloniale Technik. Neue Lebhaft.



Strumpf-, „Universal“-Strickmaschinen,
neueste Erfindung zum Neu- und Anstricken, Jacken- Erzeugung u. c. Bestter Nebenerwerb für Frauen und Mädchen! Preise billigt — Prospekte kostenlos franko. Strickmaschin-Fabrik, Graz 118.

ARMADA
FEINSTE SCHUHCRÈME